DU
22
S289s

A
000 959 768
3

UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY

THE LIBRARY
OF
THE UNIVERSITY
OF CALIFORNIA
LOS ANGELES

# Südsee-Welten

## vor dem Großen Krieg

Von

Marie M. Schafroth

Bern · Verlag von A. Francke · 1916

**Neu-Guineamann.**

Baſtſchurz, Halsſchmuck mit Eberhauern, Riechbüſchel im Armband und im Haar, auch kleiner Zierpfeil im Haar; geflochtene Beinſtulpe.

# Südsee-Welten
## vor dem Großen Krieg.

Von

**Marie M. Schafroth.**

Mit 20 Abbildungen nach eigenen Aufnahmen
und einer Übersichtskarte.

Bern · Verlag von A. Francke · 1916

Buchdruckerei Stämpfli & Cie. in Bern.

RL
DU
22
S 289

# Vorbemerkung.

Vorliegende Schilderung einer Südseefahrt wurde kurz vor Ausbruch des großen Krieges beendet. Infolge der ungünstigen Zeitlage verzögerte sich die Veröffentlichung bis jetzt.

Unterdessen ist der verheerende Weltbrand auch über die meisten der erwähnten, zum deutschen Schutzgebiet gehörenden Sonneninseln gebraust und hat dort einschneidende Veränderungen hervorgebracht. Ihr endgültiges Schicksal liegt noch unentschieden im Zeitenschoße.

Wer sich jemals mit der neueren Kolonialgeschichte beschäftigte, wer durch Aufenthalt in Australasien, durch eigene Beobachtung einen kleinen Einblick in die dortigen kolonialen und staatlichen Verhältnisse und Bestrebungen gewann, dem stand es längst fest, daß sie zu einer Weltkatastrophe führen mußten. Sie bilden eine der ursprünglichen Ursachen zu dieser gewaltigen Abrechnung zwischen den europäischen Großmächten. Der alte Wettstreit um die politische Vormachtstellung im Stillen Ozean verschärfte sich, als neben Rußland, Amerika und besonders dem britischen Weltreich Deutschland sich daran beteiligte und in jüngster Zeit auch Japan.

Es war denn auch vorauszusehen, daß die deutschen Besitzungen im großen Pazifik sofort nach Eröffnung der Feindseligkeiten von den am Kampfe beteiligten Nebenbuhlern besetzt würden. Von Anfang an galten sie als verlorene Posten; das weitabgelegene Mutterland sah sich außerstande, sie mit seiner Seemacht zu decken. Diese Schutzgebiete besaßen weder große Geschütze noch eine eigene, genügende Wehrmacht, um sich selbst zu verteidigen. Wer die über eine ungeheure Wasserfläche zerstreuten, von einem oder zwei kleinen Kreuzern beschützten Südseekolonien gesehen hat, konnte sich eines Lächelns nicht erwehren, als aus Neu-Seeland, Australien und Japan die Siegesnachrichten von der Eroberung jener weltverlorenen Schollen zu uns gelangten.

Diese drei Staaten haben gleich nach der Kriegserklärung den Teil der deutschen Besitzungen zu besetzen gesucht, der ihnen von jeher aus wirtschaftlichen, kolonialen oder strategischen Gründen als wichtig und erstrebenswert erschienen war. Neu-Seeland bemächtigte sich

Samoas, um das es schon früher ebenso heftig gerungen hatte wie Australien, besonders Queensland, um Deutsch Neu-Guinea und den ganzen Bismarck-Archipel. Als im Jahre 1886 Holland und Großbritannien die deutschen Hoheitsrechte über das nordöstliche Neu-Guinea anerkannten, da herrschte in der australischen Kronkolonie eine unbeschreibliche Verbitterung und Mißstimmung, nicht nur gegen Deutschland, sondern auch gegen das englische Mutterland. Immer und immer wieder bedauerte die australische Presse den Verlust von Papuasien und erhielt auf diese Weise künstlich den Neid und die Mißgunst gegen den rechtmäßigen deutschen Besitzer im Volke wach. Auch im Gespräch mit Australiern vernahm ich oft die gleiche Klage und die Hoffnung, doch einmal noch in den ersehnten Besitz jener Gebiete zu gelangen.

Der Kriegsausbruch erfüllte diesen Wunsch zunächst. Nur spärliche Nachrichten über die Ereignisse, die sich im August bis Oktober 1914 im fernen Weltmeer auf dem weitausgedehnten deutschen Besitz abspielten, sind zu meiner Kenntnis gelangt. Aber ganz kampflos gelang die Einnahme Neu-Guineas [1]) den Australiern nicht.

Früher gänzlich vom telegraphischen Weltverkehr abgeschlossen, sollte Neu-Guinea in der letzten Zeit unter deutscher Schutzmacht durch Funkenstationen an das Welttelegraphennetz angeschlossen werden. In Bitapaka auf Neu-Pommern war die erste Telefunkenstation gerade im Bau begriffen, aber noch nicht ganz fertig hergestellt, als der Krieg ausbrach; doch konnte sie schon Telegramme aufnehmen. Durch sie auch erreichte die amtliche Mitteilung vom europäischen Ringen die Ansiedelung.

Keinen Augenblick lang herrschte Zweifel darüber, was das für das Schutzgebiet für schwerwiegende Folgen haben würde. Es war anzunehmen, daß die Engländer, d. h. Australier, zunächst den Regierungssitz Rabaul und auch Herbertshöhe angreifen würden, da beide Orte, am Meere liegend, leicht beschossen werden können. Die Regierung siedelte daher sofort ins Innere nach Toma über. Sie beschloß, Rabaul und Herbertshöhe eine feindliche Beschießung und nutzloses Blutvergießen zu ersparen. Hingegen sollten die Funkenstation und

[1]) Neu-Guinea lautet der amtliche Sammelname für das ganze papuasische Schutzgebiet, also für den Bismarck-Archipel, die Salomon-Inseln und Deutsch-Neu-Guinea, das mit Kaiser Wilhelmsland bezeichnet wird.

der neue Regierungssitz so lange als möglich verteidigt werden. Die sich sehr ruhig verhaltenden Eingeborenen wurden in Neu-Pommern und auf den benachbarten Inseln von den Beamten über den Krieg aufgeklärt. Wertvolle Unterstützung leistete bei allen Anordnungen die katholische Mission in Herbertshöhe. Die Zahl der wehrpflichtigen Deutschen betrug etwa 50 Mann; zu ihnen gesellten sich einige italienische Freiwillige. Selbst ein angesehener Japaner bot mit hundert seiner Landsleute seine Dienste an. Sie wurden aber von den Deutschen abgelehnt, da unterdessen die Kunde von Japans Vorgehen drahtlos eingetroffen war.

Schon am 12. August 1914 fuhr ein australisches Geschwader in die Blanche Bucht. Es begnügte sich mit der Zerstörung der Postämter von Rabaul und Herbertshöhe, sowie mit der Androhung einer Beschießung, wenn die Lage der Funkenstation nicht angegeben werde. Das wurde selbstverständlich verweigert. Daraufhin entfernten sich die Schiffe unerwarteterweise ohne weiteres feindliches Vorgehen. Sie erschienen aber am 10. September neuerdings und setzten Truppen aus. Diese bemächtigten sich sodann des unverteidigten Herbertshöhe und hißten die britische Flagge. Das geschah ebenso kampflos auch in Rabaul. Beim Vordringen ins Innere aber stießen die Australier auf heftigen Widerstand. In einem erbitterten Buschkrieg wehrten sich die Ansiedler, tapfer unterstützt von den farbigen Polizeisoldaten. Erst als die Angreifer Geschütze in Stellung brachten und die Funkenstation beschossen, konnte sie zerstört und die Verteidiger bezwungen werden. Tote und Verwundete gab es auf beiden Seiten.

Um Toma, den neuen Verwaltungssitz, entbrannten ebenfalls heftige Gefechte; auch hier siegte schließlich die große Übermacht der Australier.

Es ist mir nicht bekannt geworden, wie sich die Einnahme von Kaiser Wilhelmsland gestaltete. Vermutlich verlief die Übergabe dort unblutiger, da weder ein Regierungssitz noch eine wichtige Telefunkenstelle hartnäckig zu verteidigen waren. Die Siedelungen besaßen wohl weniger wehrfähige Weiße als in Neu-Pommern; das ausgedehnte Land ist verhältnismäßig spärlicher besiedelt.

Friedrich-Wilhelmshafen wurde Ende September besetzt; denn als am 28. September der deutsche Hilfskreuzer Prinz Eitel Friedrich ahnungslos in den Alexishafen dampfte, vernahm der Kapitän durch einen Jesuitenpater, daß Kaiser Wilhelmsland seit zwei Tagen austra-

lisch bezw. britisch war. Durch schleunigste Flucht entzog sich der Kreuzer der Entdeckung.

Was aus den überlebenden deutschen Beamten und den zur Verteidigung herangezogenen Ansiedlern in Neu-Pommern geworden ist, ob sie als Kriegsgefangene nach Australien gebracht worden sind, entzieht sich unserer Kenntnis.

Das Schicksal der weißen Bevölkerung, besonders der Frauen, weckt wohl überall innigste Teilnahme. Gänzlich abgeschnitten von der Außenwelt, jeder Kunde aus der Heimat entbehrend, in Sorge und Angst um das Geschick des Vaterlandes und der fernen Lieben, ganz nur auf australische Zeitungsberichte angewiesen, harren diese verlassenen, bedauernswerten Menschen auf den Frieden.

Sie teilen das traurige Los und die bange Hoffnung auf Befreiung vom fremden Joche mit ihren Landsleuten in den mikronesischen Gebieten, deren sich die Japaner bemächtigten.

Dort besaß Jap, in den Westkarolinen, eine Telefunkenstation, sowie eine Kabelverbindung. Diesen galt der Besuch von zwei englischen Kreuzern am 12. August. Das Kabel wurde zerschnitten und die Funkenstation zerstört und dadurch die Verbindung der Kolonie mit der Außenwelt und besonders mit dem Mutterlande aufgehoben. Die Engländer nahmen aber die Insel nicht in Besitz, sondern überließen die Besetzung von ganz Mikronesien den Japanern. Im Oktober „eroberte" ein japanisches Geschwader die völlig unverteidigten Karolinen, Marianen, Marschall- und Palau-Inseln. Ungewißheit herrscht über das Geschick auch der dortigen Ansiedler und Beamten. Die meisten werden wohl an Ort und Stelle geblieben sein. Möglicherweise erreichten einige gleich bei Kriegsausbruch neutrale Häfen.

Angaur, der Sitz der deutschen Phosphatgesellschaft in den Palau, wurde im August vom Hilfskreuzer Prinz Eitel Friedrich in der Hoffnung, Kohlen zu finden, angelaufen und ganz leer und vereinsamt angetroffen. Auf einer anderen verlassenen Palau-Insel fand er kurz nachher 2000 Tonnen japanischer Kohlen. Sie waren erst nach Ausbruch des Krieges von einem deutschen Dampfer hingebracht worden, der Japan knapp vor der Kriegserklärung verlassen hatte.

Durch die Besetzung des mikronesischen Gebietes hat der japanische Staat kampflos sehr wichtige, vorzügliche Häfen gewonnen. Häfen, die für den neuen Besitzer einen viel größeren strategischen Wert

darstellen als für den verdrängten. Zum Schlupfwinkel für Tauchboote und als Flottenstützpunkte wie geschaffen, sind die felsensicheren mikronesischen Häfen und Buchten für Japan unschätzbar, wenn es einmal zu der wohl unausbleiblichen Abrechnung zwischen den zu beiden Seiten des Stillen Ozeans wetteifernden Mächten kommt. Unüberbrückbare Gegensätze klaffen zwischen der weißen Rasse im neuen Weltteil und der gelben im uralten Asien. In Japan rechnet man längst mit dieser Kriegsmöglichkeit und spricht offen von der Befreiung der philippinischen Brüder von der amerikanischen Herrschaft. Mikronesien als Flottenbasis im Kampfe um die Philippinen zu besitzen, das war seit langem ein Traum des strebersischen Neu-Japans. Darum ist kaum anzunehmen, daß es jemals wieder gutwillig darauf verzichten wird.

Unterdessen haben die Kriegserfahrungen in Deutschland weitere Kreise klar erkennen lassen, daß auch die schönsten und vielversprechendsten Südseeinseln stets Gegenstand der politischen Sorge sein werden. Zu weit abgelegen und unbeschützt, besitzen sie im Weltkrieg für das Mutterland weder strategischen noch wirtschaftlichen Wert. Daher werden sich von nun an die kolonialen Bestrebungen wohl mehr auf nähere Gebiete richten. Von diesen Gesichtspunkten aus betrachtet, erscheint das endgültige Schicksal jener fernen Eilande als sehr ungewiß.

Abgesehen von jeder politischen Wirkung und Folge der Besetzung des deutschen Schutzgebietes, ist das Hineintragen des Weltkampfes in jene kaum pazifizierten Länder auf jeden Fall höchst bedauerlich. Besonders das früher von endlosen Fehden der Eingeborenen durchtobte Neu-Guinea war kaum ein wenig beruhigt. Dank ihrer ausdauernden kulturellen und kolonialen Arbeit hatten die Deutschen die Kolonien zu einer erfreulichen Entwicklung gebracht. Das Erziehungswerk an den Eingeborenen gestaltete sich ersprießlich und vielversprechend. Der Schaden, den gerade in der Beziehung die Kämpfe zwischen Weiß und Weiß anrichten, ist wohl unabsehbar und wird das fernere zivilisatorische Wirken sehr erschweren.

Im Gegensatz zu fast allen anderen europäischen Kolonialmächten haben die Deutschen ihre farbigen Untertanen immer menschlich behandelt. Gerade in Kaiser Wilhelmsland und dem Bismarck-Archipel fand die einheimische Bevölkerung erst durch die deutsche Besetzung Schutz vor Ausbeutung und Verschleppung durch habgierige und ge-

wissenlose Sklavenhändler und Seekapitäne. Im deutschen Schutzgebiet gab es keine mörderischen Vernichtungskriege wie auf anderen Südseeinseln (z. B. in Neu-Seeland) und kein planmäßiges, gewaltsames Ausrotten ganzer Völkerschaften (Australien, Tasmanien) durch eine von verschickten Verbrechern abstammende weiße Bevölkerung. Im Gegenteil: schon die großen Handelsgesellschaften und später die kaiserliche Verwaltung suchten durch weise Maßregeln das langsame Aussterben der Eingeborenen zu verhindern. Dem Papua vermittelten sie die Erkenntnis, daß die selbstmörderischen Urfehden und Menschenjagden, sowie die schlimmen Unsitten sein Unglück und Verderben sind. In ihrem wohlwollenden Schutze erfreuten sich die braunen Untertanen eines beschaulichen Daseins und einer stetig zunehmenden, kleinen Bevölkerungsvermehrung.

Auch die von den früheren Machthabern, den Spaniern, aufs Schlimmste ausgesogenen Mikronesier erfuhren durch die deutsche Herrschaft viel Gutes. An Stelle der mit unerhörter Grausamkeit betriebenen gewaltsamen Bekehrung zum katholischen Christentum und der ewigen Verfolgungen gab die neue Verwaltung den gehetzten Menschen den Frieden wieder. Sie suchte durch freundliche und gerechte Behandlung in den verschüchterten, heimtückisch gewordenen Eingebornen die alte Lebensfreude und die verloren gegangenen guten Eigenschaften wieder zu wecken. Auch hier hatte zielbewußte, geduldige Arbeit schon vieles erreicht. Die scheuen, ganz entarteten Karoliner schienen frisch aufzuleben, nach und nach wieder Vertrauen in die Weißen zu fassen. Es wäre ein Jammer, wenn der unselige Krieg die ganze großartige Kultur- und Kolonialarbeit rettungslos zerstört hätte.

Auf den folgenden Seiten habe ich versucht, einen Teil der erwähnten Sonnenwelten und ihrer dunkeln Söhne zu schildern, wie ich sie unter deutscher Herrschaft angetroffen habe und wie sie sich mir unvergeßlich einprägten.

# Fahrt nach Neu-Pommern.

Seit fast drei Tagen hatte unser Dampfer, der „Prinz Sigismund", von Sydney und Brisbane kommend, den südlichen Tropenkreis überschritten. Er trug uns unentwegt gen Norden, dem Äquator zu. Die letzten Albatrosse waren längst verschwunden, jene schönen, den Seefahrern von alters her geheiligten Vögel der südlichen Halbkugel. Nie wird einer geschossen; denn sein Tod würde dem Schiff Sturm und Verderben bringen. Die Albatrosse wissen sich in prächtigem Fluge Wind und Wellen anzupassen wie keine anderen befiederten Segler. Mit ihren weitausgebreiteten, schöngeschweiften Schwingen folgen sie mühelos sowohl jeder Zuckung der leichtgekräuselt heranrollenden See als auch der im Sturmgebraus wildschäumenden, sich berghoch türmenden Wogen. Sie sind ganz Rythmus, Linie und Bewegung; einer geschmeidigen Tänzerin vergleichbar, die durch kluges Spiel mit den losen Gewändern, durch ihre geistvollen, den feinsten Schwingungen der Musik sich anpassenden Bewegungen die Rythmik beseelt und die Werke der großen Tondichter künstlerisch verkörpert.

Jetzt waren statt dieser stolzen unermüdlichen Flieger einige schneeweiße, unheimlich kreischende Tropikvögel erschienen. Sie haben sich ihre Heimat und ihre Tummelplätze zwischen den Wendekreisen gewählt. Auch schlanke schwarze Fregattenvögel folgten uns oft, seltener dunkle Meerschwälbchen und Taucherstürmer. Treulich aber geleiteten uns einige flugkräftige braune Petersvögelchen. Je toller die Wellen heranbrausten, um so lebhafter schossen die allerliebsten Dauerflieger über die hohen Schaumkämme; sie tummelten sich mit den Scharen fliegender Fische und den kraftvollen Springern, den fröhlichen Delphinen, nimmermüde um die Wette. Selbst als eine unheimliche Stille im Wasser und in der Luft eintrat, zu der sich eine große Hitze gesellte, erlahmte der Eifer der schwalbenähnlichen Vögelchen nicht; noch wichen sie den gewaltigen Regengüssen, die plötzlich nieder-

gingen. Leider brachten diese die ersehnte Abkühlung nicht, sondern füllten die glühend heiße, mühsam einzuatmende Luft so mit Feuchtigkeit, daß sie sich schwer auf die schlaffen Glieder legte. Wir glaubten es zu spüren, daß das Schiff uns einer verrufenen, fieberschwangeren Malariagegend entgegentrug.

Tags zuvor hatten wir in der unermeßlichen Weite des ausnahmsweise bleigrau daliegenden Südmeeres grünbestandene Inseln erblickt, die zu Britisch Neu-Guinea gehörenden Samarai. Am folgenden Morgen begrenzten gen Westen und Nordwesten zu hohe bläuliche Berge das Sehfeld, die Bergmauern von Neu-Pommern [1]; ihre Gipfel verloren sich in wallenden Nebeln und Wolken. Nun steuerten wir in den tiefblauen St. Georg-Kanal, der früher mit Unrecht als höchst unsicher verschrien war. Er trennt Neu-Mecklenburg [2] von Neu-Pommern. Wir hatten hier unser erstes Ziel, den Bismarck-Archipel, erreicht, und zwar den bekanntesten Teil, die Gazella-Halbinsel.

Dadurch erfüllte sich mir in reifen Jahren ein Kindertraum. Leibhaftige Menschenfresser auf ihren Palmeninseln im südlichen stillen Weltmeer zu besuchen, das wünschte sich das kleine Landkind schon, als es kaum zur Schule ging. Die üppig ins Kraut schießende Phantasie hatte ihm eine richtige „Romantik des Kannibalismus" vorgezaubert. Mochte damals dieser Wunsch eines weiblichen Wesens als unausführbar belacht worden sein — nun sollte er sich verwirklichen. Bald würde ich das Land der wildesten Menschenfresser und Kopfjäger betreten. Allerdings — nicht als unerschrockene Bahnbrecherin im kleinen Kanu mit der Friedenspalme in Gestalt von farbigen Tauschperlen, Kattun, Eisenband und Maultrommeln in der einen Hand und mit dem geladenen Revolver in der anderen kam ich angefahren, wie ich es mir damals wohl ausgemalt hatte. Nein, auf einem der schönen, behaglich eingerichteten Tropendampfer des Norddeutschen Lloyds gelangte die Weltfahrerin mühelos von Australien aus mitten hinein in die sagenumwobene Inselwelt der Südsee.

Stets schwebt sie uns Nordländern noch als wunderbares Märchenland vor, trotz unserer Erkenntnis, daß auch auf diesen von der

[1] New Britain.
[2] New Ireland.

Natur so reich gesegneten Schollen die Menschen nicht in glückseliger Einfalt und paradiesischer Unschuld dahinleben, wie die allerersten Entdecker dieser weltabgelegenen Eilande der staunenden Abendwelt erzählten. Nach und nach ist ja die Wahrheit durchgesickert und hat die Kunde Europa erreicht, daß von jeher Seuchen, Siechtum, Hungersnot, Kriege ohne Ende, greuliche Menschenfresserei, entsetzliche Sittenentartung und Kindermord auf fast allen Südsee-Inseln herrschten und eine Abnahme der Bevölkerung verursachten, lange bevor der weiße Mann hingekommen war. Besonders schlimme Zustände haben stets auch auf Neu-Guinea und im Bismarck-Archipel geherrscht und herrschen im unerforschten Innern immer noch; nur der allerkleinste Teil jener Länder ist uns bis jetzt erschlossen worden.

Schon der erste Anblick der grünen Küste Neu-Pommerns verriet uns deutlich, daß in diesen gebirgigen Gegenden selten oder wohl noch nie ein Weißer vorgedrungen, daß auch die eingeborene Bevölkerung nur sehr spärlich vertreten war. Nirgends unterbrachen den dichten dunkeln Urwald einzelne Kokospalmen, gelbblätterige Croton und Bananenpflanzungen, die untrüglichen Zeichen des ureinfachen Bodenbaues. Als wir uns Cap Gazella näherten, wurden hinter dem steilwandigen hohen Tafelland und den ansteigenden grünen Höhen einzelne überragende Gipfel sichtbar, darunter der Varzin, der Überrest eines uralten Vulkans. Abgeschlossen wurde das düstere Bild durch ferne langgestreckte Gebirgszüge, die Baining. Auch zu unserer Rechten erhoben sich in blauen Dunst gehüllte, vielgezackte Berge; das war der Südteil von Neu-Mecklenburg, das Kiriwiri der Blanche-Bai Anwohner. Die Insel zieht sich lang und dünn wie ein Band von Südosten nach Nordwesten. Ihre durchschnittliche Breite beträgt wohl nie mehr als 10 bis 20 km; daß man dies noch nicht genau feststellen konnte, zeugt für die Schwierigkeiten, mit denen die Erforschung des Landes im Bismarck-Archipel und in Neu-Guinea zu kämpfen hat.

Gegen Abend rückte uns die steile Küste Neu-Mecklenburgs näher; darnach schoben sich die niedrigen Koralleninseln Neu-Lauenburgs mit dem kleinen Eiland Mioko vor, alle mit schönen Bäumen und Palmen bewachsen. Ihnen folgte die ein Seuchensperre-Spital tragende Credener-Insel oder Pigeon-Island, so genannt, weil sie sich in dem taubenreichen Archipel durch ganz besonderen Reichtum an diesen schönen schmackhaften Vögeln hervortut. Durch die Fahrrinne zwischen

diesen Gestaden und dem Cap Gazella schwamm der Prinz Sigismund in die liebliche Blanche-Bai. Hier änderte sich der Anblick Neu-Pommerns gänzlich. Den Ufern entlang erblickten wir die ersten Kokos- und Baumwollpflanzungen mit Siedelungen von Weißen. Sie ziehen sich bis zu den Füßen der Berge hinauf, die mit dichtem Busch [1]) bedeckt sind. Viele Rauchsäulen stiegen auf, von zahlreichen Wohnstätten der Eingeborenen zeugend, die in diesen dunkeln Gründen hausen. Ein Sägewerk der Neu-Guinea-Gesellschaft wurde deutlich bemerkbar, ebenso auf den Höhen kleine Lichtungen mit vereinzelten Wohnsitzen von Europäern, auch ein kleines Hotel. Am Strande glänzten die Wellblechdächer einiger Lagerhäuser. Mehrere Anlegebrücken und davor liegende kleine Dampf- und Segelschiffe verrieten eine Handelsstation. Umrahmt von einer Anzahl größerer Gebäude, erhob sich eine weiße zweitürmige Kirche — das war Herbertshöhe, bis vor kurzem Hauptort des deutschen Schutzgebietes in der Südsee und noch Sitz der katholischen Mission vom heiligen Herzen Jesu. Diese hat die stolze Kirche errichtet. „Eigentlich ein verwegen hoher Steinbau in einem von Erdbeben gefährdeten Landstrich", denkt der harmlose Neuling, bevor er gewahr wird, daß die kühne, in Staunen setzende Steinkathedrale aus weiß bestrichenen Brettern besteht.

Da es zu spät geworden war, um die Post auszuladen, steuerte unser Dampfer an Herbertshöhe vorbei Rabaul entgegen, wohin die Kaiserliche Regierung und Verwaltung ihren Sitz verlegt hat. Der Mangel eines guten Hafens veranlaßte die Übersiedelung. Die neue „Hauptstadt" scheint sich vielversprechend zu entfalten; zu diesem Aufschwung verhalfen ihr wohl auch die Anlagen, die der Bremer Lloyd dort erbaut hat. Sie liegt sehr günstig auf einer Halbinsel am geschützten Simpsonhafen, der die nördlichste Bucht der Blanche-Bai bildet.

Ein Landschaftsbild von abwechslungsvoller Schönheit entrollt sich dem Einfahrenden: Links erstreckt sich die grün aus dem tiefblauen Meer aufsteigende wellige Küste der Gazella-Halbinsel, die im Westen und Süden die Blanche-Bai mit ihrer steil abfallenden Hochebene umrahmt. Vor ihr erhebt sich ein in den siebziger Jahren während eines vulkanischen Ausbruches plötzlich dem Wasser entstiegener Inselfeuerberg. Rechts grüßt das anmutige wohlbebaute

[1]) Busch heißt der Urwald in Australasien.

Eiland Matupi, das seine Entstehung ebenfalls einem Glutausbruch dieser unheimlich tätigen Feuergegend verdankt. Eine Brücke verbindet das Inselchen mit dem Festlande, der vorerwähnten Halbinsel, die den Simpsonhafen begrenzt. Sie trägt drei grünbewachsene erloschene Vulkane, die Mutter [1]), die Süd- [2]) und die Nordtochter [3]); diese, die höchste Erhebung, ist ein von Schluchten zerklüftetes schönes Berggebilde. Zu Füßen der Mutter lagern die schwarzen, stellenweise gelb gestreiften Lavamassen des tätigen Kraters Ghaie. Der Abendwind trug uns die Schwefeldämpfe zu, die seinen Flanken entstiegen. Sie verrieten uns die Nähe eines von nimmerrastender Wühlarbeit der unterirdischen Mächte zerrissenen und zerfressenen Geländes, das schon durch viele verhängnisvolle Verheerungen heimgesucht und oft durch gewaltige Naturereignisse umgestaltet worden ist. Vermutlich fuhr unser Schiff auf einem ursprünglichen, vom Meer ausgefüllten Krater, der sich während einer mächtigen Umwälzung in eine liebliche Bucht, den Simpsonhafen, verwandelt hatte. Zwei steile Tuffelsen in seiner Mitte, die Bienenkörbe, sind wohl auch während einer unterirdischen Katastrophe plötzlich aus der Tiefe gehoben worden. Rings um Herbertshöhe und auf Matupi erzählen dichte Schichten vulkanischer Asche und Bimssteine von heftigen Auswürfen der feuerspeienden Familie. Sie wird vervollständigt durch die im Norden von Neu-Pommern ragenden, in Rabaul nicht sichtbaren Berge: Vater, Nord- und Südsohn.

Auf dem lockeren und leichten Boden, der durch diese Ablagerungen entstanden ist, scheint merkwürdigerweise die Kokos besonders gut zu gedeihen. Überall, wohin der Blick schweift, trifft er auf diese herrliche Palme, die auf schlankem schmiegsamen Stamme einen Büschel zierlicher Fiederblätter trägt. Keine andere Palme kann sich mit ihr an Schönheit und Grazie messen. Sie gibt den Südsee-Inseln das eigenartige Gepräge.

Besonders lieb war mir der Anblick der sich vom vielfarbigen Abendhimmel dunkel abhebenden, leise sich bewegenden Kokos. In endlosen Reihen gepflanzt, schmückten diese schönen Nutzpalmen das umliegende Gelände der Blanche-Bai, das beim Sinken der Sonne

---

[1]) Kombiu.
[2]) Turanguna.
[3]) Tavanunbattir.

fast violett erschien. Ein von breiten Goldrändern umsäumter Wolkenturm verhüllte uns das scheidende Gestirn, das seine letzten Lichter auf die ernsten Bergwälle Neu-Mecklenburgs ergoß. Ein dunkel violetter Himmel spannte sich über das eigenartige Landschaftsbild. Nach und nach färbten sich die goldigen Wolkenränder tief purpurn, und das Firmament bedeckte sich weiter draußen mit rosigen, grünblauen, blaugelben Streifen, so grell und scharf voneinander getrennt, als ob es von einem futuristischen Maler mit einem Riesenspachtel bearbeitet worden wäre.

## Ankunft im Simpsonhafen.

### Erste Eindrücke.

Als die tiefdunkle Tropennacht sich niedersenkte, erglänzten ringsum die Lichter von Herbertshöhe, Rabaul und Matupi; zwischenhinein leuchteten die Feuer der Eingeborenen. Wir fuhren an einem im Scheine seiner elektrischen Lampen hell erstrahlenden englischen Kriegsschiff vorbei an die Landungsbrücke. Eine dichtgedrängte Menge Eingeborener harrte dort des big fellow canoe [1]), das den big fellow master [2]) bringen sollte. Der Generaldirektor des Norddeutschen Lloyds, Herr H., fuhr mit dem Prinzen Sigismund, um die Frage neuer Anlegehäfen selbst zu prüfen. Er wurde überall mit Spannung erwartet und sehr gefeiert. Es ist das unbestreitbar große Verdienst des Lloyds, diese fernen Kolonien Deutschlands dem Weltverkehr erschlossen und eine regelmäßige Reise- und Postverbindung mit ihnen hergestellt zu haben.

Die ersten Bewohner Neu-Pommerns, die wir da, auf der Werft umherstehend und kauernd, erblickten, machten einen sehr stillen Eindruck. Ich hatte mir den Empfang durch sie viel verblüffender und lärmender vorgestellt, besonders nach meinen Erfahrungen mit den Fidschianern, die der gleichen, weit über die Südsee verbreiteten Rasse der Melanesier angehören. Kein Lachen, Singen und Schwatzen ertönte, das bei der Ankunft eines Schiffes in Fidschi dem Fremden sogleich auffällt. Diese „deutschen Wilden" stellten sich ruhig und

[1]) Pidgin-English für Dampfer, wörtlich: der große Bursche Schiff.
[2]) Meister — Herr.

gesittet zu ihrer Arbeit ein und gingen sofort ans Löschen der Fracht. Emsig und geräuschlos arbeiteten sie im Scheine der Petrollaternen und des elektrischen Lichtes des Dampfers unter Aufsicht der malaiischen Matrosen und eines deutschen Schiffsoffiziers. Alle hatten ein rotes Baumwolltuch, den Lava-Lava, um die Hüften geschlungen nach Art des javanischen Sarong. Die eifrig schaffenden Menschen entsprachen wenig dem Bilde, das der Europäer von den im Naturzustand lebenden Kannibalen des Bismarck-Archipels von Kind auf mit sich herumträgt. Sie schienen mir viel zu sehr von der Kultur beleckt zu sein. Nur der reiche, teilweise phantastische Aufputz ihres dichten Kraushaares verriet, daß wir echte, schmuckliebende Melanesier vor uns hatten. Mit bunten Federn, Blumen, meistens gelben und karminroten Malvenblüten, mit duftenden Kräutern hatten sie das üppige Kopfhaar besteckt; ja, selbst Kränze, aus Pandanusfasern geflochten, zierten die Wollschädel. Ein Junge trug ein zu einer flotten Schleife gebundenes Pandanusblatt zierlich um den Kopf gewunden; der eigenartige Schmuck stand dem dunkeln Gesicht mit den lebhaften und klugen Augen sehr gut. Einige hatten sich die Ohren rot angestrichen und die Schläfen mit weißen Schnörkeln bemalt. Deutlich ließ sich erkennen, daß die Leute verschiedenen Stämmen angehörten. Da bewegten sich ganz dunkle, fast schwarze Salomonneger und hellbraune Neu-Mecklenburger neben den braunen Söhnen der Gazella-Halbinsel. Ihre breiten Gesichter waren sorgfältig von jeglichem Schnurrbart befreit; nur ausnahmsweise hatten sich die Leute vom Backenbart einen spärlichen Kranz stehen lassen, der das rot oder weiß bemalte Antlitz einrahmte. Alle trugen den roten Lava-Lava, der den dunkelhäutigen Burschen gut steht.

Der Prinz Sigismund wurde zunächst förmlich überschwemmt von der weißen Einwohnerschaft und den Offizieren des englischen Kriegsschiffes; die Ankunft des Postdampfers bedeutet in diesen weltabgelegenen Eilanden ein Ereignis. Er bringt die ersehnte Post, die Nachrichten aus der Heimat und der übrigen Welt und zu guter Letzt das, wonach jeder Deutsche lechzt — frisches Bier. Es herrschte gewöhnlich kurz nach der Ankunft des Schiffes an den verschiedenen Haltestellen auf Deck und in den Gesellschaftsräumen sehr reges Leben. Auch die wenigen weißen Frauen begleiteten ihre Männer gerne an Bord, um Nachrichten auszutauschen und um an den Mahlzeiten teilzunehmen. Dem Generaldirektor zu Ehren fanden während unserer

Reise jeweils größere Empfänge an Bord und an Land statt. Von den vorher benachrichtigten Ansiedlern waren Tänze der Eingeborenen vorbereitet und überhaupt alles getan worden, um dem willkommenen Gast möglichst viel zu zeigen. Es wurden ihm unter anderem von allen Seiten Geschenke an Ethnographica und seltenen Vogelbälgen gemacht — kurz, es bot sich durch den günstigen Zufall seiner Anwesenheit auch für die übrigen Mitreisenden Gelegenheit, mancherlei zu sehen, was der nur die Küsten berührende Reisende sonst nicht mehr so leicht erblickt.

Ich hatte beabsichtigt, von Rabaul aus mit dem kleinen Lloyddampfer „Sumatra" die abseits vom Postwege liegenden Inseln und Hafenplätze zu besuchen. Auf diese Weise hätte ich so ziemlich alles kennen gelernt, was bis jetzt vom Bismarck-Archipel dem Weißen erschlossen ist. Vieles von dem riesigen Gebiet ist noch jungfräuliches Neuland; schon 20 km hinter Herbertshöhe beginnen die unerforschten Landstriche. Wer da eindringen will, muß eine richtige Forschungsreise unternehmen. Leider hatte die „Sumatra" zurzeit ihre Fahrten eingestellt. Dadurch wurde mein ursprünglicher Plan vereitelt. Ich hatte an seiner Stelle eine Fahrt durch Polynesien gemacht und nach der Rückkehr in Sydney den Australi-Japan-Dampfer bestiegen, der mich nach den Philippinen bringen sollte. Unter den durchreisenden Fahrgästen befand sich außer dem Direktor und seiner Begleitung nur noch ein Engländer, der die Heimreise aus Australien über Neu-Guinea, Manila, Japan und Südasien ausdehnte. Die übrigen Passagiere, deutsche Beamte und eine Missionarsfamilie, erreichten im Bismarck-Archipel oder in Neu-Guinea ihr Ziel; sie wurden durch einige heimwärtsfahrende Deutsche ersetzt, meistens erholungsbedürftige, teilweise malariakranke Ansiedler.

Deutsch waren selbstverständlich auch der Kapitän und die Offiziere unseres Schiffes; die Mannschaft aber bestand aus Malaien und Chinesen. Schlitzäugige, blitzsaubere Zopfmenschen besorgten vorzüglich den Aufwärterdienst unter Aufsicht eines deutschen Oberstewards. In Malaiisch und Pidgin-Englisch gaben die Offiziere ihre Befehle, bemühten auch wir Fahrgäste uns, Wünsche und Bestellungen den gewandten und flinken boys[1]) kundzutun. Pidgin-English oder

[1]) Alle männlichen Diener werden im Osten boy genannt.

Bidgin-English [1]) spricht der Chinese, business-English, das ist Geschäfts-Englisch, aus. Diese seltsame Weltsprache, die sich von China aus über den ganzen Osten, die Südsee und bis zu den Negern Afrikas und den Chinesen Amerikas ausgebreitet hat, wird überall von den Farbigen im Verkehr mit den Weißen gesprochen. Es ist eine fürchterliche Verballhornung der angelsächsischen Sprache, mehr oder weniger vermischt mit portugiesischen, spanischen, malaiischen und polynesischen Wörtern. Das von den Chinesen in China gesprochene Pidgin unterscheidet sich übrigens wesentlich von dem in der Südsee und dem in Afrika herrschenden. Es gibt auch im Pidgin verschiedene örtliche Mundarten.

Diese schreckliche Sprache fanden die ersten Deutschen bei ihrer Ankunft in Kaiser Wilhelmsland und im Bismarck-Archipel vor; sie soll teilweise aus der Blütezeit des Walfischfanges in jenen Gegenden stammen, als etwa um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts englische und amerikanische Schiffe die Salomon-, Bismarck-Inseln und wohl auch Neu-Guinea anliefen. Die Deutschen hegen den begreiflichen Wunsch, in ihren Schutzgebieten die eigene Sprache einzuführen; ob er sich erfüllen wird, ist sehr zweifelhaft. Ihre schwierige Sprache scheint mir viel zu schwer erlernbar für Naturvölker. Die katholische Mission in Neu-Pommern und die evangelische Barmer Mission in Neu-Guinea lehren ihre Schüler Deutsch, daher mag ja nach und nach ein etwas Deutsch sprechender Nachwuchs heranwachsen. Doch hat man schon jetzt beobachtet, daß ehemalige Missionsschüler, die aus verschiedenen Dörfern stammten und sich untereinander in der neu erworbenen Sprache zu verständigen suchten, ein Pidgin-Deutsch daraus zusammenbrauten, schlimmer als das Pidgin-Englisch. Eine einheimische Mundart zur allgemeinen, auch von den Europäern gesprochenen Umgangssprache zu erheben, nach dem Beispiel der Holländer im malaiischen Archipel, schien bis vor kurzem der Sprachenzersplitterung wegen unmöglich, hat sich aber, wie ich später erwähnen werde, nicht als aussichtslos erwiesen. Man fand tatsächlich, besonders im Bismarck-Archipel, mehr Papua, die ein wenig Pidgin verstanden, als solche, die eine andere Kanakenmundart als die eigene sprachen. So behilft man sich einstweilen noch mit dem Pidgin-Kauderwelsch,

[1]) Die rührigen Chinesenjünglinge in Shanghai erlernen das „Pidgin" in gedruckten Sprachführern; sie nehmen darin Stunden, wie unsere Kaufleute in den fremden Sprachen.

das einige besonders viel gebrauchte Wörter aufweist und oft urkomische Redensarten zeitigt. [1])

Ich fand es die am schwierigsten zu erlernende Sprache der Welt und stand beschämt vor den Schwarzen und Gelben, die sich ganz gut

[1]) Einige Redensarten in Pidgin:
big canoe belong fight — Kriegsschiff.
kai kai — essen, beißen.
plenty kai kai — tüchtig zu essen haben.
kai kai he stop — das Essen steht auf dem Tisch.
sun he kai kai water — die Sonne ißt das Wasser, es verdunstet.
water belong stink — Kölnisch Wasser, Parfüm überhaupt.
book belong him — seine Photographie.
black fellow white man — ist ein Schwarzer in europäischer Kleidung.
belly belong me walk about — es ist mir schlecht.
sabe-box — Wissenskiste, Gehirn, wohl ursprünglich ein Witz eines Europäers.
cocoanut belong man — Schädel, grass — Haar. grass ist alles, was auf der Oberfläche von etwas anderem wächst, also Haare, Schimmel, Federn, Moos und dergleichen. grass belong pigeon — Vogelfedern, denn mit pigeon wird jeder Vogel bezeichnet, das Huhn, der Kasuar, der Papagei sowohl wie die Tauben. big fellow master cocoanut belong him grass he no stop — der Meister mit der Glatze.
big fellow box, you fight him he cry — Klavier, manchmal heißt es nur big fellow box belong cry.
he good fellow — das ist gut, das schmeckt gut, er ist ein braver Kerl.
man he go back, all the same me other fellow — der Mann ging zurück, dasselbe taten wir.
along und belong schrumpfen oft zu long zusammen, z. B. man he give me (be)long me — der Mann hat es mir gegeben.
me go (a)long beach — ich gehe die Küste entlang.
kutter he come place (be)long me — der Kutter kam zu meiner Siedelung.
fellow wird zum Zahlwort wie picciec (piece) im chinesischen Pidgin: five fellow boy — fünf Knaben.
piccanini — Kinder, Früchte, Blüten.
plenty fellow piccanini — viele Kinder oder Früchte oder Blüten.
Kinder bezeichnet man aber meistens mit der Zahl, z. B. four fellow piccanini.
big fellow bottle makee bum-bum — Champagnerflasche.
makee taifoon — den Ventilator in Bewegung setzen.
bel(ly) (be)long me he hear him you sing outlong me — heißt: Mein Inneres hörte dich nach mir rufen, für: du hast mich gerufen.
Für warum, was, wieso, weshalb usw. frägt man im Kanaken-Pidgin: what name?

Man sieht, gar so einfach und leicht verständlich ist das Pidgin-Englisch nicht.

darin unterhalten konnten. Dem Englischen gleicht dieses Geschäfts-Englisch so sehr, daß neuangekommene Engländer gewöhnlich noch weniger davon verstehen als andere Ausländer. Durch diese Sprachenfrage im Verkehr mit der gelben und bräunlichen Mannschaft umfing uns schon auf dem Schiff ein fremdländischer Reiz, etwas vom Zauber jener fernen sonnigen Welten; er half mit, die Reise durch das „wilde Deutschland" zu einer der fesselndsten meines Lebens zu gestalten.

Sie führte uns zunächst durch einen Teil des ausgedehnten Inselreiches im deutschen Schutzgebiet der Südsee, das von den Papua bewohnt wird, einer eigenartigen Menschenrasse, über deren Ursprung man wenig Bestimmtes weiß. Die Ansichten der Gelehrten gehen weit auseinander. Je nachdem die Forscher ihre Untersuchungen als Anthropologen, Kraniologen, Ethnologen oder Linguisten machen, kommen sie zu einem ganz entgegengesetzten Schluß. Fest steht, daß die Bewohner des Inlandes von Neu-Guinea, einerseits, und die Küstenbewohner Neu-Guineas, die Eingeborenen des Bismarck-Archipels und der Salomon-Inseln, andererseits, zwei verschiedenen Rassen entstammen und zu zwei gänzlich von einander abweichenden Sprachstämmen gehören. Diese wiederum zerfallen in viele Mundarten. Man sollte also von Melanesiern und melanesischen Sprachen sprechen, wenn man die Leute der Salomonen, des Bismarck-Archipels und die zugewanderten Küstenbewohner von Neu-Guinea, d. h. Kaiser Wilhelmsland, meint, mit Papua und papuasischen Sprachen die eigentliche Urbevölkerung Neu-Guineas und ihre Mundarten bezeichnen. Diese „echten" Papua sind etwas schwerfälliger und geistig weniger rege als die melanesischen Bismarck-Archipel- und Küstenbewohner. Sie bauen zum Beispiel keine Kanu, auch da nicht, wo sie am Meeresufer sich angesiedelt haben.

Einstweilen aber nennt man fälschlich jeden einheimischen Bewohner jener Länder Papua oder Kanake [1]) und bezeichnet mit Papuasien die ganze dortige Inselwelt. Diese allgemein üblichen Bezeichnungen sind daher hier beibehalten.

[1]) Kanaken heißen die Eingeborenen der Sandwich-Inseln. Kanaka bedeutet dort Mensch. Die Ansiedler von Kaiser Wilhelmsland, des Bismarck- und des Salomon-Archipels bezeichnen mit dem Sammelnamen Kanaken alle dunkeln Einwohner jener Inselländer und alle Plantagenarbeiter.

# Rabaul.

## Aussehen der Eingeborenen.

Früh am ersten Morgen begab ich mich mit meinem englischen Mitreisenden an Land, auf Entdeckungsfahrten. Des Sonntags wegen bot die Werft einen ruhigen und unbelebten Anblick. In den meisten Meerhäfen der ganzen Welt[1]) löschen die Postdampfer auch Sonntags ihre Fracht. Nur in der Südsee verbieten die Missionare den Farbigen jede Feiertagsarbeit. Das ist eines der wenigen Gebote, das die von Natur aus zum Faulenzen neigenden Papua verstehen und gerne befolgen. So stockt denn alle Tätigkeit. Als Weltbummlerin habe ich das nirgends bedauert, weder in Samoa noch in den Fidschiinseln, noch hier in Rabaul. Verlor die Schiffsgesellschaft einen kostbaren Arbeitstag, so gewann ich dagegen ebenso wertvolle Beobachtungszeit.

Daher betraten wir zwei auch an jenem Tage frohgemut die stillen Werften und Lagerräume des Norddeutschen Lloyds. Gleich nachher befanden wir uns im Herzen der „Hauptstadt" des Schutzgebietes, vor dem von einem kleinen Garten umgebenen Reichspostamt, dem Regierungsgebäude und dem noch sehr jungen Klub. Mehrere Handelshäuser, ein Hotel und, weiter entfernt, in üppig grünenden Gärten einige Südseeheime, sowie der schöne Sitz des Gouverneurs vervollständigen die junge Niederlassung. Breite, gutgepflegte Straßen, kleine, mit Kautschgras bewachsene Wege führen von Haus zu Haus, von Landsitz zu Landsitz und zu den Pflanzungen, die sich sogleich hinter und neben der Ansiedelung ausdehnen. Wundervolle Kasuarinen beschatten die sich am Strande hinziehende Straße. Sein eisenhartes Holz hat dem Baum bei den Australiern und Tonganern den Namen »ironwood«, Eisenholz, eingetragen. Das schachtelhalmartige, nadelfeine Blatt gibt ihm das Aussehen einer Tanne, die man in den Küstenstrichen des Bismarck-Archipels und von Neu-Guinea wohl vergeblich sucht. Nur in den höchsten Berglagen wird der dichtverschlungene, aus vielartigen Feigenbäumen und Eukalypten bestehende Laubwald von einigen Araukarien und Dammarfichten unterbrochen, den charakteristischen Nadelhölzern Australasiens.

[1]) Australien und Neu-Seeland ausgenommen.

Das Gelände um Rabaul ist sehr hügelig. Nirgends in der Südsee habe ich die Kokospalme in so großer Höhe angetroffen wie hier und später in Neu-Guinea. Man bemerkt sofort, daß sie nicht angeschwemmt worden ist und sich nicht auf natürliche Weise durch eigene Aussaat weiter entwickelt und zu Wäldern vermehrt hat. Die fast überall felsigen und steil aufragenden Ufer begünstigen das Anschwemmen von Früchten nicht. Es fehlt diesen Inseln daher auch gänzlich der üppige grüne Palmengürtel, der die südlichen Koralleneilande oft breit umzieht. Hier ist diese kostbare Nutzpalme von Menschenhand in der Nähe der Dörfer und in beträchtlicher Höhe auf den Hügeln angebaut worden. Sie bedarf zu ihrem Gedeihen des Salzgehaltes im Boden oder in der Luft, den ihr hier der Seewind zuträgt. Im ganzen Schutzgebiet des Bismarck-Archipels und Neu-Guineas gedeiht sie sehr gut und ist von großer Bedeutung für die Entwicklung und den Aufschwung der jungen Kolonie.

Die Kanaken essen die Nüsse leidenschaftlich gern. Sie erzählen eine sehr drollige Sage von der Auffindung der ersten Kokos: Ein Papua ging einst allein auf die Schweinejagd und kam nicht wieder. Nach Jahr und Tag unternahm ein junger Mann des gleichen Stammes einen Jagdzug in derselben Richtung wie der Verschollene. Dabei kam er plötzlich in ein Wäldchen, das aus wunderschönen, ihm gänzlich unbekannten Palmen bestand. Ein schlanker Baum überragte alle anderen; er trug unter seinem mächtigen Blätterbusch große runde Früchte. Am Boden lagen einige der gelben Kugeln herabgefallen. Der Jüngling ergriff eine, riß die äußere faserige Schale weg und fand darin eine große harte Nuß, die einem Menschenschädel [1]) ähnlich sah. Nun glaubte er sich das Verschwinden des verlorengegangenen Jägers erklären zu können: er hatte sich in eine Nuß verwandelt und aus ihr war nach und nach ein Hain entstanden. Unser Mann kehrte mit zwei Nüssen zu seinen Dorfgenossen zurück. Keiner von ihnen hatte je etwas so Seltsames gesehen. Behutsam öffneten die Leute die Nüsse, fühlten sich verlockt, den weißen und milchigen Inhalt zu essen und zu trinken. Doch keiner wagte es, davon zu kosten aus Angst vor Vergiftung. Schließlich einigte man sich dahin, die Speise einer alten Frau, der Großmutter des Finders,

[1]) In ihrem greulichen Pidgin-Englisch nennen die Papua, wie in den Anmerkungen zu Seite 20 erwähnt, den Kopf cocoanut belong man.

zu essen zu geben; denn wenn die Greisin starb, war der Schaden ja gering. Willig befolgte diese den Befehl, trank die Milch, aß die Nüsse und legte sich schlafen. Sie schlief so tief und so lange, daß die enttäuschten Papua glaubten, sie sei gestorben und die Grube für die Leiche zu graben anfingen. Darob erwachte die Schlafende, fühlte sich neu gestärkt und war des Lobes voll über die ausgezeichnete Frucht. Sogleich eilten die Männer zu jenen Palmen, schleppten alle Früchte herbei, aßen und pflanzten davon soviel sie nur konnten.

Seither fehlt es den Papua nie mehr an Speise und Trank. Die auf so wunderbare Weise erlangte Kokos liefert ihnen beides und noch vieles dazu, wie Öl, starke Fasern für Schnüre und Seile, Holz für die Kanu, Blätter zur Bedachung der Hütten und für Mattengeflecht. Dazu kommt heutzutage die kostbare Kopra, die der weiße Mann gegen herrliche Tauschwaren einhandelt. Unter Kopra versteht man den getrockneten Kokoskern, der ein geschätztes Ausfuhrgut darstellt. Er wird in Europa und Amerika zu Seifen, Ölen und ähnlichem, in England auch zu Zuckergebäck verarbeitet. Anstatt des früher an Ort und Stelle mit Handpressen gewonnenen Öles verfrachtet man die getrockneten Kerne und vermeidet so die Ölverluste während der Reise und bei dem Ausdrücken mit Handmaschinen; ferner können auch die Abfälle verwertet und in nahrhaftes Viehfutter verwandelt werden.

Es könnte noch viel mehr von dem für den Aufschwung des ganzen Schutzgebietes so wichtigen Ausfuhrgut der Kopra erzielt werden, wenn die Kanaken die Nüsse nicht in solch großen Mengen verzehrten. Der Mangel an gutem Trinkwasser zwingt sie oft dazu; die Kokosmilch dient als unentbehrliches Getränk. Der durchdringende unangenehme Kopraduft macht dem Neuling in der Südsee den Aufenthalt an Land und auf den Schiffen oft zur Qual. Auch an jenem Sonntag umfing er uns sogleich.

Überall standen und hockten Eingeborene in Gruppen beieinander, schwatzend und rauchend. Viele hielten sich zärtlich umschlungen wie bei uns die Backfische. Wieder andere gingen Hand in Hand über die Straßen. Auch teilten sie ihre Früchte und Tabakstangen brüderlich miteinander. Kurz, sie schienen sehr freundschaftlich und kameradschaftlich miteinander zu verkehren. Uns schenkten sie lange nicht so viel Beachtung wie wir ihnen. Nur ab und zu grüßte einer mit dem kurzen Laut „öh“, der unserem Guten Morgen entspricht. Sie

machten einen sehr gleichgültigen, etwas scheuen Eindruck. Sprachen wir sie an, so antworteten sie entweder freundlich oder verzogen ihren häßlichen Mund zu einem breiten Grinsen, das die mit gepulverter Manganerde und Pflanzensaft schwarz gefärbten Zähne enthüllte. Sie murmelten wohl auch diejenige Pidgin-Antwort, die ich von Rabaul an bis Siam von den jeweiligen Eingeborenen am meisten zu hören bekam: «Me no sabe» [1]).

Fast jeder uns begegnende Kanake trug als Schutz gegen Zauber ein starkduftendes Kräuterbüschel entweder als Brustschmuck oder als Schulterband. Manchmal steckte es auch im Armring oder in einem Achseltragkörbchen, dem Gung, das viele immer mit sich herumschleppen, um darin den geliebten Betel und Tabak, sowie ein wohlfeiles europäisches Pfeifchen aufzubewahren. Taschen weist die Kleidung des Neu-Pommern noch nicht auf. Die meisten Bewohner des Bismarck-Archipels leben noch in völliger paradiesischer Nacktheit. Die Frauen deuten eine Bekleidung durch eine um die Hüften gebundene Schnur an; manchmal hängen einige Blätter daran, oft baumelt nur eine Baumblüte oder ein kleines geflochtenes Schürzchen davon nieder. Nur in den von den Weißen bewohnten Küstengebieten bekleiden sich die Männer mit einem Schamgürtel aus Rindenbast oder hüllen sich Männer und Frauen in das baumwollene Lendentuch, das sie mit Vorliebe rot wählen, was auf der dunkeln Haut sehr hübsch aussieht.

Die Freude am Schmücken des Körpers scheint die männlichen Eingeborenen des Bismarck-Archipels ebenso zu beherrschen wie fast alle Naturvölker, wenn auch nicht in so hervorragendem Maße wie die Neu-Guinealeute. Großer Vorliebe erfreuen sich besonders die Nasenzierate. Wir begegneten Männern, die sich drei bis vier kleine Holzstäbe in beide Nasenflügel gesteckt hatten. Besonders eitle Herren trugen in der durchbohrten Scheidewand einen Kasuar-Federkiel, von dessen Enden oft noch Muschelplättchen, Tierzähne oder Fischstacheln niederbaumelten. Einer trug einen auffallenden Nasenschmuck aus geschliffener Perlmutter, der fast aussah wie zwei große Hauer. Am gebräuchlichsten aber waren Bein- und Armringe. Diese wohl auch deshalb, weil sie an Stelle des Achseltragbeutels als Behälter für alles Mögliche nützliche Verwendung finden. Sie müssen die erwähnten

[1]) Ich weiß es nicht.

duftenden Kräuterbüschel und farbige Blüten, die kleinen Tonpfeifen und den Stangentabak aufnehmen, ferner kleine Werkzeuge, aus geschliffenen und zugespitzten Bambusstücken bestehend, wohl auch ein europäisches Taschenmesser. Ich habe später einen Neu-Guineamann das Armband als Geldbeutel benützen sehen; er steckte einige deutsche Zehnpfennigstücke neben den kleinen Dolch aus Kasuarknochen in das eng geflochtene Bastband, das den Oberarm tief einschnürte. Diese Baststreifen sind oft sehr fein gearbeitet und weisen hübsche Muster auf, manchmal laufen sie in zwei spitzige Lappen aus, die eine eigenartige Verzierung bilden. Die Bänder werden den kleinen Kindern von den Müttern um den Arm geflochten und fest geschlossen; nur durch Aufschneiden können sie entfernt werden. Selbstverständlich wächst der Ring nicht mit dem Arm und drückt um so tiefer ins Fleisch ein, je älter und größer der Träger wird, was die Leute weiter nicht zu belästigen scheint. Sie haben übrigens auffallend dünne, schmächtige Arme und fast wadenlose Beine. Ganz ähnliche, nur viel breitere Flechtbänder schmückten oft die Fußknöchel; Zehenringe, die man bei den Indiern so viel sieht, habe ich hier keine bemerkt. Sehr hübsch heben sich von der schokoladebraunen Haut die weißen Armringe aus der Schale der Kreisschnecken (Trochusschalen) ab. Da sie sehr schmal sind, werden sie fast immer in größerer Anzahl getragen und vereinigen sich zu einer breiten Stulpe.

Besonders wertvoll und sehr selten sind flache Muschel-Armbänder aus einer fossilen Tridacnaart. Dies ist eine Riesenmuschel, die 1.5 m lang und 100 bis 200 kg schwer wird. In geduldiger und mühsamer Arbeit werden die breiten Reifen aus ihr gewonnen, indem man sie auf spitzen Korallen ausschlägt und abschleift. Sie gelten dann auch als köstliche Schätze, wie überhaupt viele dieser Schmucksachen für den Papua eine verhältnismäßig ebenso große Kapitalanlage bedeuten wie der Edelsteinschmuck für eine weiße Schöne. Auch bei den Papua bleibt ein kostbares Arm-, Stirn- oder Halsband oder ein Gürtel als Familiengut in der Sippe und vererbt sich von Nachkomme auf Nachkomme, um schließlich mit dem letzten Träger begraben zu werden, wenn er ohne Erben stirbt.

Gilt ein geschichtlich bekanntes tadelloses Perlengeschmeide als der erstrebenswerteste Besitz einer Weltdame, so richten sich die innigsten Wünsche und größten Anstrengungen des Gazella-Weltmannes auf die Erlangung eines Hals-, Stirn- und Brustgehänges aus auf-

gereihten Kuskuszähnen [1]) und Muschelgeld, verziert mit Nassaschnecken. Zur Anfertigung eines papuasischen, stehkragenartigen sogenannten Hundehalsbandes gebraucht man 500, 700, ja bis 2000 Zähne. Sie werden auf Flechtwerk genäht und in der Weise aneinandergereiht, daß die Zahnspitzen nach außen gerichtet sind. Da der Fuchskusu nur in Neu-Mecklenburg gefangen wird, erhöht sich der Preis eines Kragens; sein Geldwert beläuft sich oft auf mehrere Hundert Mark. Ein solch teures Schmuckstück können sich nur wenige, sehr wohlhabende Papua leisten. Gewöhnlich behilft sich der zierfüchtige Eingeborene mit einem Kragen von billigeren Menschen- oder Hundezähnen oder kleinen Muscheln. Er behängt sich wohl auch mit einer Hals- oder Brustschnur von grauweißen Pflanzenkernen [2]) oder von großen Muscheln- und Schildpattscheiben. Oft tut er seiner Farben- und Schmuckfreude Genüge durch Umwinden der Stirn oder Hüfte mit bunten Baststreifen. Dazu kommt noch besonders beim Brustschmuck die Verwendung von Eberhauern, Hai- und Pottwalzähnen.

Staunenerregend fand ich die Bemalung des Gesichtes und der Haare. Mit Ockererde, mit gebranntem Korallenkalk und mit Ruß schminkt sich das Papua-Gigerl rot, weiß und schwarz, malt sich Striche, Tupfen auf Stirne, Wangen und Nase oder färbt sich das ganze Gesicht rußschwarz und besprenkelt es mit weißen Flecken, pudert seinen krausen wolligen Haarschopf rot und gelb. So ein schwarz und weiß angestrichenes Melanesiergesicht mit der flachen Stirn, der breiten stabgeschmückten Nase, dem riesigen häßlichen Mund und den durch das Betelkauen grauenvoll rotgefärbten Lippen und Zähnen oder gar mit kohlschwarzen Kauwerkzeugen und einem strohgelben Haarwulst ist kein lieblicher Anblick.

## Mißverständnisse zwischen Weiß und Farbig; ihre Ursachen.

Wohl könnte den Beschauer ein leichtes Gruseln anwandeln beim Gedanken, daß unter den erwachsenen Männern kaum einer sich befindet, der nie Menschenfleisch gegessen hat und nur aus Furcht vor den strengen Weißen auf derartige Leckerbissen verzichtet. Und doch sind diese erschreckend abenteuerlich aussehenden Leute unglaubliche Feiglinge, unter denen der einzelne Weiße im besiedelten Schutzgebiet

[1]) Beuteltier, phalangista vulpina, Fuchskusu von Neu-Mecklenburg.
[2]) Coixsamen — Hiobstränen — Paternostererbsen.

ebenso sicher wandelt wie auf den Straßen Groß-Berlins. Diese Sicherheit hört aber hinter der Grenze der von den Weißen bewohnten Gegenden auf; dorthin begibt man sich besser nicht ohne Waffen und nur in Begleitung einiger Jungen von der Schutztruppe, weil man den heimtückischen Neu-Pommernleuten nie trauen darf, die ihren Feind oder vermutlichen Feind am liebsten aus dem Hinterhalt mit einem Schleuderwurf oder einem Keulenschlag niedermachen oder ihm einen Speer in den Rücken werfen.

Wenige Monate vor unserer Ankunft hatten zwei deutsche Herren das neuerdings erfahren. Ein Gelehrter und ein Landesvermesser unternahmen von Herbertshöhe aus einen Ausflug ins Innere. Der Forscher wurde durch einen Speerwurf getötet, indessen es seinem Gefährten gelang, sich in einem Boot auf den Fluß und von da aufs Meer zu retten. Er suchte sich der Küste entlang nach Herbertshöhe zurückzufinden, geriet dabei leider in einen schlimmen Sturm und ertrank. Der Norddeutsche Lloyddampfer „Prinz Waldemar" fischte einen Teil seiner schwarzen Träger auf, die in einem kleinen Boot ohne Nahrungsmittel mehrere Tage lang hilflos umhergetrieben waren.

„Schreckliche Zustände, entsetzliche Menschen", denken die Fernstehenden. Keiner überlegt, daß fast ausnahmslos derartig bedauerliche Vorkommnisse durch die Weißen mittelbar oder unmittelbar verschuldet wurden durch Unvorsichtigkeit oder durch unrichtiges Behandeln der Eingeborenen. Auch der wildenfreundlichste Missionar oder Forscher kann sich unbewußt eine Verfehlung zu Schulden kommen lassen; er verletzt ungewollt irgendeine Sitte der Schwarzen. Das muß nach ihren Gesetzen, nach ihrer Auffassung von Recht und Unrecht sofort gerächt werden. Viele solcher verhängnisvollen Mißverständnisse und Irrtümer ließen sich vermeiden, wenn man sich mehr um das Geistes- und Seelenleben der Eingeborenen kümmerte. Der Papua wird seelenkundlich noch sehr vernachlässigt und verkannt. Erst in ganz neuerer Zeit fing man an, sich mit der Seelenforschung der farbigen Einwohner der Südseeländer zu beschäftigen [1]). Solange der Durch-

[1]) Dr. Thurnwald in Neu-Guinea, auch Professor Neuhauß. Der erstgenannte, der Leiter erfolgreicher Vorstöße ins Innere von Deutsch-Neu-Guinea im Dezember 1913 bis März 1914, befand sich am Mäanderberg, etwa 600 km flußaufwärts am Sepik, als der Krieg ausbrach. Der Gelehrte setzte trotzdem seine Forschungen fort. Die Engländer fuhren mit drei Torpedobooten den

schnittseuropäer in den Kolonien dem Eingeborenen kein psychologisches Verständnis entgegenbringt, werden die Mißverständnisse nicht aufhören, wird ein Volk das andere unterschätzen und verachten und Mißtrauen zwischen beiden Rassen herrschen.

Einstweilen hegt der Kanake wohl immer noch eine abergläubische Furcht vor diesen mächtigen Menschen, die Zündhölzer, Eisen, Feuerwaffen und ungeheure Kriegskanu mit feuerspeienden Röhren (Kanonen) besitzen, die Riesenhunde (Pferde) mit eisenbeschlagenen Füßen ins Land bringen, die sprechenden, singenden und schmetternden Schachteln (Grammophone) befehlen und die ihre Zähne nach Belieben aus dem Munde nehmen können. Die falschen Zähne flößen den Naturvölkern ausnahmslos am allermeisten Grauen und Hochachtung ein. Die Scheu vor den Geistern der Weißen bewog wohl auch die Bismarck-Archipelleute, die Leichen erschlagener Europäer ins Meer zu werfen und nicht zu verzehren; nur in den seltensten Fällen kommt letzteres vor.

Diese Furcht vor den vermuteten geheimnisvollen Zaubermächten, die den weißen Männern innewohnen, hält vielfach die Leute davon ab, einzelne Händler und Missionare zu erschlagen, die in unbekanntere Gebiete vordringen und dort allein unbelästigt unter den Eingeborenen leben. Die Furcht und der Haß müssen aber besserer Einsicht weichen, wenn ein gemeinsames Arbeiten zum Wohle des Landes erreicht werden soll. In den von den Weißen dicht besiedelten und von den Missionen berührten Gebieten hat der Eingeborene denn auch vielfach Vertrauen zu den Fremden gefaßt. Dort leben Schwarze und Weiße friedlich nebeneinander. Dort ist es nicht mehr der Einheimische, der sich durch den Europäer verblüffen läßt, sondern der weiße Neuling, der nicht aus dem Staunen herauskommt über das Aussehen dieser deutschen Untertanen.

## Ziernarben. Schädelöffnungen.

Zunächst fiel mir bei den Zierat liebenden Männern das gänzliche Fehlen der Tätowierung auf. An ihre Stelle tritt die Narben-

Sepik aufwärts und warteten acht Tage lang vergeblich am Mäanderberg auf Dr. Thurnwald. Hernach nahmen sie das ganze Lager mit, so daß der Forscher aller Hilfsmittel und seines Proviantes entblößt war. Es sind bis jetzt keine Nachrichten von ihm eingetroffen, doch besteht die Hoffnung, daß er sich nach Holländisch-Neu-Guinea begeben hat.

verzierung. Wir sahen nur wenige Männer mit Ziernarben; diese scheinen mehr von den im allgemeinen sehr spärlich geschmückten Frauen bevorzugt zu werden. Es waren meistens erhöhte Narben, die sich über Rücken und Schulter gegen die Brust hinzogen. Die Mütter bringen sie den Kindern bei durch Verletzen der Haut mittelst eines glühenden Bambusstäbchens und durch Einreiben der Wunde mit gebranntem Kalk und mit Kokosmilch.

Ein junger Mann begegnete uns, dessen Stirn vier tiefe senkrechte vernarbte Einschnitte aufwies, die aussahen, als ob sie von einem chirurgischen Eingriff herrührten. Das war auch tatsächlich der Fall. Wir hatten einen vorbeugend trepanierten Jüngling vor uns. Die Eingeborenen der Gazella-Halbinsel nehmen nämlich öfters an ihren zwei- bis dreijährigen Kindern eine Schädelöffnung vor, um sie ihr Leben lang vor Kopfschmerzen zu schützen. Meistens operiert die Mutter, indem sie mit scharfen Muschelplättchen die Stirnhaut aufschneidet, den Stirnknochen bloßlegt und ihn durch Schaben mit den Muschelmessern öffnet. Hernach legt sie die Haut sorgfältig wieder über den feinen, etwa 1 cm langen Einschnitt, verbindet ihn mit heilenden Kräutern. Es ist ein Wunder, daß nicht jedes derartig behandelte Kind gründlich von allem Bösen geheilt wird!

Da die Gazellaleute in ihren Kämpfen untereinander die Schleuder verwenden, kommen Schädelverletzungen durch Schleudersteine sehr oft vor. Die eingeborenen Heilkünstler wissen diese Wunden recht gut zu heilen durch Trepanation, die sie mit geschärften Muscheln, Haifischzähnen oder Splittern von Vulkanglas, Obsidian, vornehmen. Der papuasische Dr. Eisenbart pflegt vor diesem chirurgischen Eingriff sogar die Hände zu reinigen mit dem Wasser einer jungen Kokosnuß, die noch keinen Kern, nur Flüssigkeit enthält. Der Schnitt wird nur vorgenommen, wenn sich die Wunde am Hinterkopf oder an der Stirne befindet; ist die Schläfe eingedrückt, unterbleibt er als aussichtslos. Diese trepanierten Papuaschädel finden wir in allen Sammlungen. Sie erinnern an die in vorgeschichtlichen Gräbern gefundenen Europäerschädel, an denen ähnliche Spuren der Schädelöffnung nachgewiesen sind. Nachdem die papuasischen Wundärzte die Nützlichkeit dieses Eingriffes nach äußeren Verletzungen einmal erkannt hatten, nahmen sie die Stirnöffnung auch bei Leuten vor, die an heftigen und häufigen Kopfschmerzen litten, um ihnen Linderung zu verschaffen. Auch Besessenheit wurde damit zu heilen versucht. Schließ-

lich verfielen sie auf die erwähnte vorbeugende Schädelöffnung. In den pazifizierten Teilen der Halbinsel, wo die Missionare und die weißen Ärzte die Leute von der Zwecklosigkeit dieser Quälerei zu überzeugen suchen, ist ihre Anwendung nicht mehr häufig. Verwundungen durch Schleudersteine gibt es da auch selten mehr, da die endlosen Kämpfe und Menschenfleischjagden aufgehört haben.

## Etwas über den vielverschrienen Papua.

Der Papua scheint überhaupt in gewisser Beziehung ein anpassungsfähiger Mensch zu sein; er läßt sich belehren und sieht bald den Zweck einer von den Weißen verordneten Verhaltungsmaßregel ein. Es drängte sich mir gleich beim ersten Zusammentreffen mit diesen vielverschrienen Wilden, beim Anblick ihrer gutgebauten Wohnstätten, ihrer gepflegten Äcker, ihrer seetüchtigen Boote, ihrer teilweise schönen Geräte und gefährlichen Waffen die Überzeugung auf, daß ich keine dummen, teilnahmslos in den Tag hineinlebenden, nur ein Dämmerdasein führenden Geschöpfe vor mir hatte, sondern aufgeweckte und in ihrer Art gescheite Menschen. Menschen, die, obgleich noch auf einer tiefen Kulturstufe stehend, wohl fähig sind, sich weiter zu entwickeln und sich in die neuen Verhältnisse hineinzufinden. Man bedenke doch, daß diese Steinzeitmenschen ganz plötzlich und unvermittelt mit den Errungenschaften unserer hochentwickelten Technik des neunzehnten Jahrhunderts bekannt gemacht wurden, zu der wir nur nach und nach in jahrtausendlanger Umwälzung gelangt sind. Der heutige Papua befindet sich noch im Kindesalter der Menschheit. Das haben auch die meisten Deutschen, die draußen leben, eingesehen. Sie sehen in ihren schwarzen Landsleuten und Untergebenen Kinder, die man als solche behandeln muß. Mit Humor und großer Gelassenheit schauten die Schiffsoffiziere des Norddeutschen Lloyds den faulsten Kanaken gutmütig zu, wenn sie das Kohlenladen mit einer Gemächlichkeit besorgten, die einen abendländischen Aufseher zum Wändehinaufspringen gebracht hätte. Man kann da ja überhaupt nicht vergleichen; die Südseebevölkerung hat noch keine vielhundertjährige Arbeitsleistung hinter sich wie die europäische. Diesen Leuten ist die regelmäßige Arbeit etwas ganz Neues, Ungewohntes, sie müssen durch freundliche Gewalt und gutes Beispiel dazu erzogen werden. Sie arbeiten ja auch, sie roden ihre Wälder, bauen ihre Dörfer, ihre

Schiffe, aber sie tun das alles aus freiem Entschluß; sie nehmen sich Zeit dazu, rauchen, ruhen dabei nach Gutdünken; Eile, Zeitbestimmung und -einteilung kennen sie nicht. Das alles müssen sie nun lernen.

Gerade die kriegerisch veranlagten, kräftigen Eingeborenen des Salomon- und Bismarck-Archipels und besonders die Neu-Pommern sind, wie fast alle kannibalischen Völker, hochbegabt und erziehungsfähig. Sie geben geschmeidige, tüchtige und brave Arbeiter ab, jedoch nur außerhalb ihrer engsten Heimat. Im Ursprungsdorfe selbst wollen sie für die Weißen keine schwere Arbeit verrichten. Dagegen verpflichten sich die jungen Burschen oft willig zu einer dreijährigen Arbeitszeit außerhalb der heimatlichen Insel. In Rabaul z. B. fanden wir viele Salomon- und besonders Buka-Leute, ferner Neu-Mecklenburger, Neu-Lauenburger als Arbeiter vor und später in Friedrich-Wilhelmshafen hauptsächlich Neu-Pommern.

Die Eingeborenen von Kaiser Wilhelmsland sind viel arbeitsscheuer, als die aus dem Bismarck-Archipel stammenden Papua. Diese aber, ursprünglich eines der rohesten und grausamsten Kannibalenvölker der Welt, können, in richtige Bahnen gelenkt, Tüchtiges leisten und am Aufschwung der jungen Kolonie wesentlich mithelfen. Mit großer Geduld wird es nach und nach gelingen, aus diesen bis dahin nur ihrer Eingebung folgenden Naturkindern die nötigen farbigen Pflanzungsarbeiter heranzuziehen, deren jede junge Südseekolonie zu ihrem Gedeihen bedarf. Dem weißen Mann ist ja die Landarbeit in der Nähe des Äquators unmöglich. Die Papua stellen sich zur Feldbebauung auch sehr geschickt an. Sie waren von jeher ein ackerbautreibendes Volk, das seine Taro- und Yams-Pflanzungen in musterhafter Ordnung hielt. Wohin man in den bewohnten Strichen des Landes auch kommen mag, überall stößt man in der Nähe der Dörfer auf die bebauten Äcker der Eingeborenen, auf denen vornehmlich Yams und Bergtaro [1]) gepflanzt sind. Diese bilden neben der Kokosnuß die Hauptnahrung der Eingeborenen. Auch Kürbisse, Zuckerrohr und Bananen werden gezüchtet. Doch spielen die Pisang hier nicht die hervorragende Rolle in der Ernährung des Eingeborenen wie in andern Tropenländern; ferner fehlt im Speisezettel des Kanaken die eßbare fleischige Brotfrucht. Nur der Kernbrotfruchtbaum wurde von

[1]) Im Gegensatz zu Polynesien, wo mehr die Sumpftaro, eine Sumpfkallaart, gezüchtet wird.

jeher gepflanzt; seine Früchte haben als Nahrungsmittel keinen Wert, sie kommen nur als Leckerei in Betracht. Die Deutschen brachten ihren dunkeln Landsleuten die Süßkartoffeln, die Wasser- und verschiedene Baummelonen, ferner den Manihotstrauch zur Gewinnung der Mandioka und den jetzt sehr beliebten Mais. Alle diese neuen Nutzpflanzen findet man nun in den Äckern der Einheimischen, daneben bauen sie seit Urzeiten den Tabak an. Nie fehlt die Betelpalme, die wohl malaiischen Ursprungs ist.

Die sorglosen Papua pflanzen alles nur in kleinen Mengen an, die gerade für den allernötigsten Bedarf ausreichen. Es mag dies damit zusammenhängen, daß das Roden des Urwaldes für den Kanaken eine mühsame Arbeit bedeutet. Ihm standen ja früher immer und jetzt noch oft nur das Steinbeil und das Feuer zur Verfügung. Auch mit der Eisenaxt ist das Anlegen der Felder und eines Zaunes eine schwere und harte Arbeit, die einzige, die der männliche Papua freiwillig verrichtet. Gewöhnlich tun sich die Männer einiger Hütten zusammen zur gemeinsamen Gewinnung von Waldland, das sie, nachdem es ausgebrannt ist, mit einem Zaun umgeben, um es vor den kleinen, großköpfigen Wildschweinen zu schützen. Ist das geschehen, so überlassen die Männer jede weitere Arbeit den Frauen, die vom Morgen bis zum Abend hart schuften müssen und den Ackerbau mit Geschick betreiben. Da der Boden nie gedüngt wird, sind die Felder nur wenige Jahre ertragsfähig; nach dieser Zeit muß neuer Boden dem Walde abgerungen werden. Dieses Ackerland bildet das Eigentum derjenigen, die es gerodet haben und wird von ihnen nicht veräußert. Die Papua verkaufen denn auch den Weißen gewöhnlich Waldland.

Auch als Baumeister haben die Bewohner Neu-Pommerns sowohl wie Neu-Guineas eine höhere Stufe erreicht, als man von wilden Naturmenschen erwartet. Die Häuser sind dem Gelände und Klima sehr gut angepaßt; es sind meistens Pfahlbauten, auch auf trockenem Boden. Ein dickes, vor der Sonnenglut vorzüglich schützendes Dach aus Palmblättern reicht oft fast auf den Boden nieder; es wird von festen Pfosten gestützt. Bambuslatten oder geflochtene Matten aus Pandanusblättern bilden die Wände; manchmal sind sie auch aus Alang-Alangstroh und Bambuslatten zusammengefügt. Gewöhnlich führt eine Leiter auf eine vorstehende Plattform, die aber, wie auch der Fußboden des Innenraumes, für barfüßige, kriechende Menschen

berechnet ist; ein aufrecht gehender Mensch mit Schuhen würde mit beiden Beinen einbrechen. Drei bis vier Häuser bilden ein umzäuntes Gehöft im Dorf. Die Dörfer selbst sind in den von den Weißen geschützten Gebieten oft mit guten Pfaden untereinander verbunden. Nie fehlen Gärtchen mit farbigen Blumen und Ziersträuchern oder duftenden Kräutern, die der nahe Urwald den Bewohnern liefert. Diese beweisen durch das Schmücken ihres Heims einen angeborenen Natursinn, eine ursprüngliche Freude an der sie umgebenden farbenglühenden Pflanzenwelt. Das äußert sich auch in der Sitte der Männer, sich das krause Haar mit bunten Federn, grellgelben oder sattroten Malven zu schmücken und ins Armband wohlriechende, fast wie Jasmin duftende blaue Blüten und Kräuter zu stecken.

Der Papua besitzt eine gute Beobachtungsgabe; er kennt seine Umwelt genau. Das zeigt sich in seinen oft den Nagel auf den Kopf treffenden Pidgin-Übersetzungen [1]) und in seinen Tänzen. Einige ahmen sehr genau Tierbewegungen nach, wie den Gang des Kasuars, das Hüpfen des Baumkänguruhs, wieder andere versinnbildlichen Naturerscheinungen, z. B. das Nahen und den Ausbruch des Gewitters oder die Flut und Ebbe.

## Die Papua-Frau.

### Schädliche Folgen der europäischen Kleidung.

Höchst gespannt waren wir daher auf die für 1½ Uhr zu Ehren des Direktors angesagten Sing-Sing.[2]) Einige Schiffsoffiziere und wir zwei Fahrgäste wanderten in der glühenden Mittagshitze nach dem auf einer Anhöhe gelegenen Festplatze. Auffallenderweise trafen wir unterwegs fast nur Frauen an, die sich den Fremden gegenüber sehr zurückhaltend und scheu verhielten. Ihr Haar hatten sie kurz geschnitten und mit schwarzer Farbe eingeschmiert; sie trugen es im Gegensatz zu den Männern gänzlich schmucklos. Sehr niedlich sahen die jungen, schlank gebauten Mädchen mit den lebhaften Augen, den blitzblanken Zähnen und den krausen Tituskopfchen aus, trotz der etwas flachen Nase und dem breiten Mund. Die Kanakenfrau altert schnell, infolge der frühen Heiraten, der langen, erschöpfenden Stillperioden, der

[1]) Siehe Anmerkungen zu Seite 20.
[2]) Eingeborenentänze.

Überbürdung mit Arbeit und der oft rohen Behandlung durch den Gatten. Ein altes verhutzeltes Papuamütterchen sieht abschreckend häßlich aus. Oft weist der Kopf über der Stirn eine breite Einsenkung auf. Sie rührt von einem Bande her, an dem die Frauen die in einem Netz untergebrachten schweren Traglasten stundenweit auf dem Rücken schleppen. Auf diese Weise werden die Feldfrüchte aus den Pflanzungen, Süß- und Meerwasser, sowie Holz oft von weither ins Dorf geholt. Gewöhnlich thront auf dem Bündel noch ein kleines Kind, manchmal auch noch ein junger Hund oder ein Lieblingsschwein. Frühzeitig krümmt sich die schlanke Gestalt der Papuasierin. Endlos lang, bis fast auf die breiten Plattfüße hinab, pendeln die Arme zur Seite des abgemagerten Körpers. Der Kopf ist auf die eingefallene Hängebrust gesunken; dumm, fast glanzlos stieren die oft entzündeten Augen aus dem unschönen, durch einen greulichen, stets geifernden Mund entstellten Gesicht; die Zähne sind entweder kohlschwarz oder durch Betelkauen blutrot gefärbt. Mehrere der uns begegnenden jungen Frauen trugen ein Kind in einem Tuch aus Rinden- oder Baumwollstoff auf den Hüften; führten wohl auch eines oder zwei der niedlichen, sich hinter der Mutter versteckenden Dinger an der Hand.

**Eingeborene Frauen, Christinnen, am Strand von Rabaul.**

Die Frau links trägt den Rückenkorb an einem vom Kopf hängenden Bastseil.

Die meisten Frauen waren nur mit dem roten Lava-Lava bekleidet. Wir sahen aber einige Christinnen, die auf Befehl der australischen, wesleyanischen Missionare eine lose Bluse trugen, die wie ein

abgeschnittenes Nachthemd aussah. Das ist eine lächerliche und zudem ungesunde Einführung, die gewiß keinen Kulturfortschritt bedeutet. Diesen Naturkindern europäische Kleidung aufzuzwingen, ist ein Unsinn, der geradezu schädlich auf ihre Gesundheit einwirkt, weil sie diese ungewohnten Hüllen nicht zu tragen verstehen. Nie wird das neue Gewand abgelegt; ist es durch den Regen naß geworden, läßt seine Trägerin es am Leibe trocknen, legt sich in den nassen Hüllen zum Schlafen nieder und wäscht sie niemals. Durch die europäische Kleidung verlieren die Kanaken, Männer und Frauen, noch das bischen Reinlichkeit, die sie ursprünglich besaßen. Solange sie unbehindert durch Kleidung sich ihres Daseins freuen, steigen sie ins Bad, so oft sich gerade Gelegenheit dazu bietet, entweder ins Meer oder in Flüsse und Bäche. Sobald sie aber Beinkleider, Jacken und Blusen tragen, geben sie das Baden auf; denn das umständliche Sichumziehen paßt diesen gottbegnadeten Meistern im Faulenzen nicht. Durch das Schlafen in den regennassen Kleidern ziehen sie sich Erkältungen zu, die Rheumatismus, Lungenentzündungen oder Lungenschwindsucht zur Folge haben.

## Mischlinge.

### Lebensbedürfnisse der Naturmenschen.

An jenem Nachmittag gesellten sich zwei papuasische Kulturträger zu uns, die uns recht bewiesen, zu was für schrecklichen Zwitterdingen solche halb zivilisierten Mischlinge sich auswachsen. Die beiden Jünglinge trugen einstmals weiße, jetzt graue Hosen und Jacken, zerrissene weiße Segeltuchschuhe und zerlöcherte englische Strohhüte, rauchten lange Glimmstengel, schwatzten ein wenig Deutsch. Sie schienen geradewegs aus den „Fliegenden Blättern" gestiegen zu sein. Die eigenen Leute, deren Bewunderung sie zu erregen wünschen, scheuen diese Zerrbilder und wollen nichts mehr von ihnen wissen; die Weißen lachen sie aus, erklären sie zu jeder Arbeit untauglicher als ein waschechter Papua. So ist das Los der armen Menschen kein beneidenswertes. Zum Glück ist ihre Zahl gering; denn die melanesischen Frauen leben sehr zurückhaltend. Bleiben die Mischlinge als Kinder ganz bei der Mutter, so ist ihr Geschick freundlicher, als wenn der weiße Vater für eine bessere Erziehung sorgt.

Das ist auch eine der schlimmen Erscheinungen und Folgen der schwer lösbaren Fragen, die sich überall da einstellen, wo der Weiße

mit Naturvölkern in Berührung kommt. Er sollte ihnen seine Kultur nicht aufdrängen, deren sie nicht bedürfen, die sie nie erreichen und nie ganz erfassen können. Er sollte sich darauf beschränken, ihre schädlichen Sitten und den ärgsten Aberglauben zu bekämpfen, sie mit der allereinfachsten Reinlichkeit und Gesundheitslehre bekannt zu machen; sich bemühen, sie zu einer ihnen zusagenden Arbeit heranzuziehen. Das haben die Holländer in ihren verschiedenen indischen Besitzungen zuallererst erkannt und das lernten die Deutschen von ihnen. Sie scheinen nach diesen Grundsätzen in ihrem Schutzgebiet vorzugehen, seitdem die Regierung die Verwaltung übernommen hat. Auch die kirchlichen Missionen müssen es einsehen lernen, daß das Hauptziel ihrer Tätigkeit nicht in der großen Zahl der bekehrten Seelen liegt, sondern in der Verhinderung des beträchtlichen Rückganges der einheimischen Bevölkerung durch Erziehung zu einer vernünftigen, dem Papua zuträglichen Lebensweise. Deshalb muß man ihm seine ursprünglichen Gebräuche und Sitten möglichst zu erhalten suchen, soweit sie nicht gesundheitswidrig oder gefährlich sind, wie die Kopfjägerei und Menschenfresserei.

Zu den Lebensbedürfnissen der Südseevölker gehören auch die harmlosen Tänze. Die Melanesier, also auch die Papua, besitzen eine wahre Tanzleidenschaft, die wir übrigens bei fast allen Südsee-Insulanern mehr oder weniger stark entwickelt vorfinden. Das kleine Papuakind tänzelt, bevor es recht gehen kann. Tanzen ist das erste, was es lernt. Oft sah ich Väter den Kleinen Tanzunterricht geben, so wenig sie sich sonst um die Kinder bekümmern mochten.

Wir brannten denn auch darauf, ein Sing-Sing kennen zu lernen, wie der Kanake die Tänze in seinem Pidgin so schön benennt. Eine ganze Stunde lang harrten wir im glühenden Sonnenbrand geduldig aus. Ein freier Blick auf die liebliche Blanche-Bucht und auf das in flimmernder Weite sich dehnende Meer erfreute uns. Unter einigen Kokospalmen standen große Vogelkäfige mit wunderschönen farbenschillernden Kakadus und Papageien, von denen Neu-Guinea und der Bismarck-Archipel viele Arten beherbergen. Daneben schimmerten allerliebste winzige Honigsauger, die wie die Kolibris Amerikas schmetterlingsgleich durch die Luft schwirren oder die Blumenkelche umgaukeln. Selbst einige der merkwürdigen lautrasselnden Nashornvögel sahen wir da in Gefangenschaft neben blau- und grünschillernden Eisvögeln und verschiedenen Kuckucken. Die fesselndste Sehenswürdig-

keit aber war ein Harpyienadler aus Neu-Guinea, der sich nicht nur von Fischen, sondern auch von kleinen Känguru und Wallabies nährt. Dank dieser schönen und beachtenswerten Muster der reichen neuguineischen Vogelwelt wurde uns das Warten nicht lang. Segenswünsche auf die Heilsverkünder waren es dennoch nicht, mit denen wir schließlich den Rückweg antraten, als ein Kanakenjunge uns die Meldung brachte, die „Missionali" hätten das Sing-Sing als unschicklich verboten. Die deutschen Herren waren besonders ärgerlich darüber, daß man derartige harmlose Volksgebräuche mit Gewalt zu unterdrücken sucht. Doch stellte es sich nachher heraus, daß die methodistischen Missionare nicht die Tänze als solche verwerfen, sondern nur die Sonntagsentheiligung durch weltliche Belustigungen vermeiden wollten. So kleinlich ja auch diese Auffassung ist, es war uns doch ein Trost, zu wissen, daß die Sing-Sing überhaupt erhalten bleiben sollen.

## Strandleben.

Einem aus der Gegend der Feuerberge herfließenden schwefelgelben Bach entlang stiegen wir zum Ufer hinab. Mitten in seinem Bett sprudelten mehrere heiße Quellen auf. Wir fanden die Vulkanerde des Strandes ganz siebartig durchlöchert mit Tausenden von Höhlungen der drolligen Telegraphenkrebse. Verhielten wir uns mäuschenstill, so schoben die Tierchen erst vorsichtig den Kopf aus den Löchern, um nach und nach ganz herauszukommen und sich zu sonnen. Zunächst drückten sie die verhältnismäßig große, einseitig ausgebildete Schere eng an den Körper an, was ihnen das Aussehen von Käfern gab. Fühlten sie sich ganz sicher und unbeobachtet, so streckten sie die Zange aus und klappten sie unabläßig auf und zu. Jedoch die leiseste Bewegung unsererseits verscheuchte sie, blitzschnell verschwanden sie in ihren Behausungen. Erst nach großer Mühe gelang es uns, ein einziges dieser schlauen scheuen Geschöpfchen zu fangen.

Weiter draußen wateten im seichten Wasser und auf dem von der Ebbe freigelegten sandigen Seegrunde viele Papuafrauen. Sie fahndeten nach eßbaren Seetieren, die sie in großen geflochtenen Körben oder Beuteln sammelten; denn die Kanaken essen so ziemlich alles, was im Meer lebt. Reiche Ausbeute lohnte das Suchen. Überall, wo das Wasser zurücktrat, kam reges Tierleben zum Vorschein: Seeigel und Aale, Muscheltierchen, kleine oder auch ganz

stattlich große Wasserschlangen krochen auf dem Sande oder lagen unter einem Stein oder in einem Tümpel zusammengerollt da; tief in den Sand hatten sich die eßbaren Seewürmer eingegraben. Die Sammlerinnen kannten aber ihre Lebensweise und suchten nach den Öffnungen ihrer Höhlengänge, in denen sie mit spitzen Bambusstäbchen bohrten, bis sie den sich windenden Bewohner fassen und herausziehen konnten. Einige dieser eifrig Suchenden lagen auf dem Leib im Sande und schoben sich die erhaschte zuckende Beute gleich in den Mund. Auch große Landkrabben sahen wir, die Jagd machten nach Muscheln und den sich sonnenden, lungenatmenden Strandschnecken, die während der Ebbe aus ihren Spalten zu kriechen pflegen; manch eine wurde von den kräftigen Zangen gepackt und zerhackt. Muntere Taschenkrebse und besonders die komischen, wie Heuschrecken vor uns wegstiebenden, hopsenden und springenden Sandhüpfer, eine Art Flohkrebse, belebten das Bild, auf dem auch nicht die scheuen Einsiedlerkrebse fehlten. Sobald sie Gefahr wittern, ziehen sich diese Sonderlinge in ihr gestohlenes Gehäuse zurück und verschließen es mit einer ihrer Scheren vollständig, damit kein harter Vogelschnabel ihren weichen Leib packen kann. Erwischt der Räuber doch eine Zange, dann läßt der Krebs sie sich ruhig abreißen, weil sie bald wieder nachwächst. Stundenlang hätte ich dem merkwürdigen und fesselnden Tierleben zusehen mögen, doch vertrieb uns und auch die meisten der Tierchen nach einiger Zeit die steigende Flut.

### Eine Ehefrau aus Neu-Mecklenburg.

Wir bogen wieder in die schöne Landstraße ein und stießen kurz nachher auf ein drollig herausgeputztes Weiblein, das durch die Pracht seiner Kleidung von den übrigen Frauen sehr abstach. Es war eine Neu-Mecklenburgerin, die stolz ihr „Allerbestes" in Neu-Pommern spazieren führte, das aus einem bunt gemusterten Kattunlendentuch und einer reich mit Rüschen und Falbeln verzierten hellen Hängebluse bestand. Mehrere Muschelarmbänder, in denen ein duftendes Kräuterbündelchen steckte, Silber- und Schildpattfingerringe, sowie ein breites Halsband mit Fransen von Kuskuszähnen vervollständigten den Sonntagsstaat dieser eleganten papuasischen Modedame. Ein Pfeifchen schmauchend, saß sie uns gern zu einem Bildchen. Verblüffend war ihr Kopfputz: eine an eine altpreußische Grenadierhaube erinnernde Mütze aus Pandanusblättern, „gogo" genannt, das untrügliche Zeichen,

**Ehefrau aus Neu-Mecklenburg**
mit der Gogo, der Ehehaube aus Pandanus und dem Kapkapschmuck am Arm.

daß wir eine Ehefrau vor uns hatten. Vom Tage der Heirat an zeigen sich die neumecklenburgischen und die neuhannoveranischen Frauen nie mehr ohne diese Kopfbedeckung vor Männern. Neben den vielgesehenen Trochusringen trug unsere neue Bekannte noch einen bei Frauen wenig anzutreffenden, sehr schönen Armschmuck, einen sogenannten Kapkap.

Früher bei den Männern als Brust- und Armschmuck häufig, kommt er jetzt mehr und mehr ab, weil die Leute sich nicht mehr die Mühe zu der mühseligen Herstellung dieser feinen Arbeit nehmen. Sie besteht aus einer dünnen Rundscheibe, die mühsam aus der dicken Tridacna geschliffen wird. Auf diese weiße Unterlage kommt ein feines, mit hübscher Durchbruchschnitzerei versehenes Stück Schildpatt zu liegen. Seine oft geradezu erstaunlich genau gearbeitete und reich verschnörkelte Zeichnung hebt sich wunderschön von dem reinen Weiß der Muschel ab. Durch ein in der Mitte der beiden Teile angebrachtes Loch wird die aus Kokosnußfasern gedrehte Schnur gezogen, welche

die zwei Platten zusammenhält und zum Befestigen des Schmuckes an Hals, Brust oder Arm dient. Die großen, etwa 20 cm Durchmesser aufweisenden Stücke werden nur von den Männern getragen, und zwar als Brustschmuck.

## Ethnographisches.

Schon bei dem erwähnten Kapkap fiel mir die Vorliebe der Papua für die doppelte Bogenlinie in ihren Verzierungen auf, immer kehrt sie wieder, vielfach verschlungen in Spiralen, Wellenbewegungen, Halbmonden und Kreisen; getrennt werden diese Gebilde durch Zacken und gerade Linien. Überall auf den Waffen, Kalebassen, den geschnitzten Schiffsschnäbeln, den Rudern, den Hauspfosten, den Ahnenbildern begegnen wir diesen vielfach verschlungenen Bogenlinien; ganz ähnlich wie bei den Erzeugnissen der gut ausgebildeten Schnitzlerkunst der Maori Neu-Seelands.

Ich hatte noch am selben Nachmittag Gelegenheit, diese Beobachtung zu verstärken, da mich ein Bekannter, ein Regierungsbeamter, abholte, um mir seine reiche ethnographische Sammlung zu zeigen. Seiner Güte allein verdanke ich es, daß ich überhaupt einige Stücke heimbringen konnte; denn es hält jetzt sehr schwer, gut gearbeitete Sachen zu bekommen. Seitdem die Eingeborenen, besonders die Küstenbewohner, in den Besitz von europäischen eisernen Werkzeugen gelangt sind, haben sie ihre eigenen, der Steinzeit angehörenden, und die mühsame Arbeitsweise aufgegeben. Sie verfertigen nun die sogenannte Ethnographica höchst oberflächlich für den Tauschhandel, der ihnen wertvolle Gegenstände, wie Äxte, Baumwolltücher und Tabak einträgt. Zudem haben sie herausgefunden, daß sie ihre wenigen Bedürfnisse durch Verkaufen von Kokosnüssen, Taro und Yams noch rascher befriedigen können; daher lassen sie das peinlich genaue, wochenlang dauernde Arbeiten an einem einzigen Stück, an einem Hausgerät oder an einer Waffe wohlweislich sein. Bei den Verkaufsstellen der europäischen Handelshäuser im Archipel liegen manchmal Berge von Erzeugnissen der papuasischen Volkskunst aufgestapelt, aber die Preise dafür sind fast unerschwinglich hoch. Diese Häuser besitzen ja eigentlich den Alleinverkauf und -vertrieb dieser Sachen, da die Kanaken im allgemeinen nur den ihnen bekannten Händlern — und das sind stets im Dienste dieser Gesellschaften stehende Händler — Tauschgegenstände abgeben. So kommt es, daß man tatsächlich echte

papuasische Arbeiten billiger in Berlin (im deutschen Kolonialhaus) einkauft als an Ort und Stelle. Genau die gleiche Erfahrung macht man mit den Bälgen der berühmten gefiederten Bewohner der neuguineischen Urwälder; sie sind leichter und billiger erhältlich in Paris, London und Berlin als in Kaiser Wilhelmsland. Die erbeuteten Vögel werden mit dem ersten Schiff weggeschickt, um nicht vom Klima und den Insekten zerstört zu werden. Nur der Freundlichkeit meines Bekannten und dem glücklichen Umstand, daß dem Generaldirektor H. H. ganze Sammlungen von ethnographischen Gegenständen und prächtige Vogelbälge geschenkt wurden, verdanke ich es, daß ich überhaupt so vieles gesehen habe. Sonst hätte ich vielleicht in Neu-Guinea, seiner Heimat, keinen einzigen Paradiesvogel erblickt!

Mein Bekannter hatte während eines langen Aufenthaltes auf der Gazella-Halbinsel mancherlei gesammelt, auch wohl von seinen schwarzen Untergebenen geschenkt bekommen. Die Leute bringen ihren früheren Arbeitsgebern oft Erinnerungsgaben, wofür sie allerdings stets ein Gegengeschenk erwarten; sie sind das von ihren heimatlichen Gebräuchen her so gewöhnt. Die gründlichste Kenntnis der ursprünglichen melanesischen und papuasischen Volkskunst, wie sie in den erforschten Teilen Neu-Guineas, des Bismarck-Archipels und der Salomonen ausgeübt wurde und teilweise noch wird, holt sich der Weltreisende in den reichen Sammlungen der Museen für Völkerkunde Deutschlands, Londons, Hollands, Australiens und Neu-Seelands. Ein kurzer Aufenthalt in Papuasien selbst genügt nicht dazu. Um so dankbarer ergriff ich die mir freundlich gebotene Gelegenheit, eine gute Sammlung echter Papuaarbeiten zu sehen.

Immer wieder überraschte mich der angeborene Sinn für künstlerische Ausschmückung bei diesem in seiner Lebensweise vielfach rohen Volke. Nicht nur in der Verzierung der hochgehaltenen Waffen, Tanzstäbe und Schiffschnäbel gibt er sich kund, sondern auch in der schmückenden Ausstattung der einfachsten Hausgeräte, wie Kalebassen, Kopfstützen und anderem.

Bei einer so ausgesprochen kriegerischen Rasse wie die Melanesier im allgemeinen und die Neupommern im besonderen sind, spielen natürlich die Waffen eine große Rolle. Ihrer Herstellung wurde denn auch von jeher große Sorgfalt gewidmet, um so mehr als man sie auch als Schmuck mit sich herumträgt. Bewunderung erregen ihre abwechslungsreichen Formen und die vorzügliche kunstvolle Ausarbeitung,

wenn man bedenkt, was für ureinfache Werkzeuge den eingeborenen Handwerkern zur Verfügung stehen. Staunenswert und für ihre hohe Begabung und Erziehungsfähigkeit zeugend, sind auch ihr Anpassungsvermögen und ihre Erfindungskraft, mit der sie sich alles zunutze zu machen wissen, was Land und Meer, Pflanzen-, Tier- und Mineralreich bieten, um sich die nötigen Hilfsmittel zu verschaffen.

Die Steinaxt dient zum Fällen der Bäume, um das nötige Holz zu gewinnen. Mit Feuer und scharfgeschliffenen Muscheln brennt und meißelt hernach der Eingeborene das Kanu, die großen Bildwerke, die Holzschüsseln, die Waffen und die Trommeln aus den gefällten Stämmen; daraufhin bringt er überall reiche, eingeschnittene Verzierungen an. In hartes Holz eingesetzte Rattenzähne, Seeigel- und Rochenstacheln ersetzen den Stichel für den feinen Schnitz- und Kerbschmuck. Rochenhaut, Pilzkorallen und Bimsstein dienen zum Wegfeilen und Ausgleichen von Unebenheiten und zum Glattreiben der Oberfläche. Vulkanglas, Erdpech und Steine verhelfen diesen schöpferischen braunen Gestaltern zu sehr gebrauchsfähigen widerstandsvollen Werkzeugen und Waffen. Speere mit einfacher oder doppelter Obsidianspitze sind keine zu verachtenden Wurfwaffen. Sehr häufig besetzt der Papua die Speerspitze mit einer oder zwei Reihen Widerhaken. Oft sind es ins Holz gekerbte Haken, manchmal aber bestehen sie aus angebundenen oder mit Erdpech festgeklebten Kasuarkrallen, Haifischzähnen, Fischgräten oder Stacheln verschiedener Flossentiere. Von den großen wehrhaften Rochen gewinnt der papuasische Waffenschmied die geschätzten Schwanzstacheln, die harte Widerhaken tragen und ein verderbenbringendes Wurfgeschoß abgeben. Stücke der äußeren harten Rinde des Kokosstammes härtet er im Feuer und verarbeitet sie zu einfachen Lanzenspitzen. Während die Gazellaleute ihre Speere ausschließlich mit bunten Federn, mit Kasuar- und Menschenknochen zu schmücken pflegen, versehen die Neu-Mecklenburger und Neu-Hannoveraner die ihren oft mit einer geschnitzten schlangenähnlichen Verzierung. Die Vertiefungen füllen sie mit Ockererde oder gebranntem Kalk aus, wodurch der Schnitzerei ein wirkungsvoller Hintergrund geschaffen wird. Geradezu hervorragend schön fand ich einige aus St. Matthias stammende Spieße, die am Schaftende reiche Arbeit aufwiesen. Die feingeschnitzten Doppellinien bildeten mannigfache Zeichnungen und Schnörkel. Da ihre Verfertiger sie auch mit gebranntem Kalk eingerieben hatten, trat das ausgeschnittene Flach-

werk in seiner natürlichen dunkeln Holzfarbe deutlich hervor Ihr glücklicher Besitzer bezeichnete sie mir als Tanzstäbe.

Der feige hinterlistige Papua, der seine Feinde sogar in schlau ausgedachten Menschenfallen zu fangen weiß, zieht immer den Fernkampf vor. Daher ersinnt er sich hauptsächlich Waffen, die in die Weite verderblich wirken. Zu diesen gehören auch die Schleudern, die aus mehrfach zusammengefalteten Pandanusblättern und aus Kokosfaserschnüren hergestellt sind. Die Eingeborenen besitzen eine große Fertigkeit im Werfen des Schleudersteins, mit dem sie dem Feinde Schädelwunden zuzufügen suchen.

Vielfältig sind die Keulenformen; darunter erinnert eine an die Morgensterne unserer Vorfahren und eine an den australischen Bumerang; wieder andere besitzen einen gefährlichen Steinknauf. Höchst merkwürdig fand ich eine Keule mit einer runden, scharfkantigen Steinscheibe. In einem Loch in der Mitte steckte ein Holzgriff. Fast unglaublich erscheint es, daß die Leute diese dicke Platte ohne technische Hilfsmittel durchbohrt haben. Mein Begleiter erklärte mir, wie diese Granitsteine von den Eingeborenen bis zum Rotglühen erhitzt und hernach durch Auftropfen von Wasser durchlöchert werden. Bogen und Pfeile kommen in Neu-Pommern nicht sehr oft vor, dagegen viel in Neu-Guinea. Schilde benutzen die Krieger der Gazella-Halbinsel nie, während sie auf andern Teilen Neu-Pommerns, besonders im Westen, allgemein gebräuchlich sind. Die lange, unten und oben abgerundete Form wechselt wenig, während die reiche Schnitzerei, je nach der Herkunft, verschiedene Muster zeigt. Sehr gefällig fand ich einige Schilde, die kreuzweise mit rotgefärbtem Rotang umwickelt waren; Schnitzerei schmückte die Vorder- und Bemalung die Rückseite. Auf einigen anderen kehrte die Schneckenlinie immer wieder.

Wie mit einem Lineal gezogene Linien zeigten dagegen einige Rindenstoffe, die mit Drei- und Vierecken, sowie mit schnurgeraden Strichen in schwarzer und gelber Farbe reich bemalt waren. Die papuasischen Rindenstoffe sind ziemlich dick und ungleich gearbeitet, lange nicht so fein und weich ausgeklopft wie die Tapa der Polynesier. Die Neu-Pommern gewinnen ihren Stoff aus der abgeschälten Rinde des Brotfruchtbaumes, während die Neu-Guinealeute einzig den Bast des Feigenbaumes [1]) dazu verwerten und die Polynesier (Sa-

[1]) Ficus elastica, bei uns Gummibaum genannt.

moaner und Tonganer) die innere Rinde des Papier-Maulbeerbaumes. Im Gegensatz zu diesen, die ihre weiche, schmiegsame Tapa vermittelst richtiger hölzerner Druckformen bedrucken, bemalen die Neu-Pommern ihr Rindenzeug mit freier Hand. In Papuasien sowohl als auch in Polynesien dient dieser Stoff in erster Linie als Lendenschurz, der bei den Papua oft sehr lang gehalten und mit hübscher Malerei sorgfältig verziert ist. Ähnliche gerade Linienzeichnungen wie auf den Baststoffen fand ich auf einigen Trochusringen von der neupommerschen Nordküste. Der einfache Künstler hatte das hübsche Muster zuerst eingeschnitzt und hernach mit einer schwarzen Harzmasse bestrichen, damit es sich scharf und deutlich von der weißen Muschelfläche abhob. In Kaiser Wilhelmsland sah ich später diese Armbänder ziemlich häufig an Männerarmen.

Abwechslungsreich waren die in der Sammlung vorhandenen Hals- und Brustschmucksachen, was Form und Verfertigungsstoff anbelangt. Besondere Aufmerksamkeit schenkt der Papua den Brustgehängen, die die Neu-Guinealeute auch als Brustschild, also als Kampfschmuck benutzen. Im Bismarck-Archipel gelten sie nur als Festzierde. Aus dünnen Fasern knüpft die Papuafrau ein vielgestaltiges Flechtwerk, darnach schmückt sie es mit schuppenartig aneinandergereihten Muschelplättchen, mit grauweißen Hiobstränen, mit Ovulaschnecken (Eiermuscheln), mit Scheibchen aus Perlmutter oder Nautilusschalen in verschiedenster Weise, und das Brustgehänge für den Gatten ist fertig. Eberhauer und Walfischzähne werden zur weiteren und wertvollen Ausschmückung paarweise angebracht, immer in gleichmäßiger hübscher Anordnung; ein derartiger Schmuck nimmt sich auf der dunkeln Haut der Eingeborenen sehr gut aus.

Ihres wirklichen Wertes wegen beim Papua am geschätztesten, ihrer völkerkundlichen und sittengeschichtlichen Bedeutung halber für uns am beachtenswertesten sind die Hals- und Gürtelbänder, sowie die Brustgehänge, an denen kleine durchlöcherte, auf Rotangschnüre gezogene Muschelplättchen angebracht sind. Diese Scheibchen vertreten bei den Bewohnern von Neu-Mecklenburg, von Neu-Lauenburg und der Gazella-Halbinsel unser Geld. Ein möglichst großer Besitz davon erscheint dem Papua erstrebenswert. Unter diesen schwarzbraunen Naturkindern gibt es welche, die ihr Muschelgeld mit gleicher Gier sammeln, zählen und verstecken wie bei uns der verknöchertste Geizhals sein Gold. Wieder andere prunken mit ihrem Besitz und tragen

ihren ganzen Reichtum als Schmuck auf der Bruſt und um den Leib gebunden, dem protzigſten Protzen aus Amerika und Auſtralien zum Trotz.

Gewonnen werden dieſe Münzen durch mühſeliges Abſchleifen und Durchlöchern einer an der Nordweſtküſte von Neu-Pommern vorkommenden Naſſaſchnecke oder Kaurimuſchel. Die Herkunft dieſes begehrenswerten „Tabu“ [1]) (Gazella-Halbinſel) oder Diwarra (Neu-Lauenburg) verrät man ſchlauerweiſe der großen Maſſe des Volkes nicht, das Geld würde dadurch viel von ſeinem Werte als Tauſch- und Handelsgut verlieren. Das Tabu mißt man nach Armlängen; ein 2 m langer Faden entſpricht ungefähr dem Werte von $2^1/_2$ bis 3 Mark. In Neu-Guinea ſchätzt man das Vermögen des Einzelnen nach der Zahl der Schmuckgegenſtände, im Bismarck-Archipel nach der Länge der Diwarraſchnüre. Sorgfältig bewahrt man ſie in den Dorfſchatzhäuſern auf und bringt ſie bei feindlichen Überfällen zuerſt in Sicherheit, bevor man für Weib und Kind ſorgt. Als Ehrengaben, als Lohn für Arbeitsleiſtungen, als Markt-, Straf- [2]) und als Sühnegeld kommt im Verkehr der Eingeborenen unter ſich nur das Muſchelgeld in Betracht.

Auch die Deutſchen laſſen klugerweiſe das Tabu als gangbare Münze zu Recht beſtehen und benutzen es im Umgange mit den Eingeborenen. Gewiſſe Gegenſtände können nur gegen dieſes Muſchelgeld erhandelt werden und haben ihren feſten Preis. Bezeichnenderweiſe koſtet ein Schwein 4 bis 6 Faden Diwarra, ein Mädchen nur 3 bis 4. Die Gattin kauft ſich der Kanake nur mit Muſchelgeld; das iſt ein Zeichen, daß ſie doch einigen Wert beſitzt, ſonſt könnte ſie mit Tauſchwaren erhandelt werden. Neben dieſen Diwarra und Tabu gibt es auf den verſchiedenen Inſeln des Bismarck-Archipels noch andere Muſchelmünzen, wie z. B. auf Neu-Hannover, auf den Admiralitäts-, den Salomon- und Nuſa-Inſeln. Die Einführung dieſes Muſchelgeldes als Grundlage von Handel und Verkehr der verſchiedenen Stämme der Bismarck-Gruppe untereinander ſpricht unleugbar für die größere geiſtige Regſamkeit und Findigkeit, für die bedeutenderen Geiſtesgaben dieſer Leute als die der Bewohner von Kaiſer Wilhelmsland. Dort iſt keine Spur eines ähnlichen Verkehrsmittels nach-

[1]) Ausgeſprochen: tambu. b und p werden in den melaneſiſchen Sprachen immer als mb und mp ausgeſprochen.

[2]) Die Neu-Pommern beſitzen ein klug ausgedachtes und gut arbeitendes ungeſchriebenes Strafgeſetz.

zuweisen. Heutzutage kennen die Eingeborenen um Rabaul die kleinen deutschen Geldmünzen bis zu den Fünfzigpfennigstücken, eine Mark aber kaum. Ihren Lohn für die den Europäern geleistete Arbeit lassen sie sich immer noch mit Tauschwaren, besonders mit Kaliko und Tabak auszahlen.

Alle Papua sind starke Raucher; sie kannten und bauten den Tabak vor Ankunft der Deutschen an und pflanzen ihn auch heute noch. Sie tragen gewöhnlich ein Büschel des hellen Eigengewächses in ihrem Achselkörbchen mit sich; mit einem grünen oder gedörrten Blatt als Deckblatt verstehen sie daraus geschickt eine Zigarre oder Zigarette zu rollen. Den leidenschaftlich geliebten, klebrigen amerikanischen Stangentabak schaben sie und verarbeiten ihn auf ähnliche Weise zu einem Glimmstengel. Sie rauchen ihn mittelst eines Bambusrohres, das den Dienst der Zigarrenspitze vertritt. Auch raucht nicht einer allein, sondern mehrere leisten sich den Genuß des Schmauchens gemeinsam, indem sie abwechslungsweise an dem Stummel ziehen. Schon früh haben sie durch die Europäer Pfeifen kennen gelernt; jetzt besitzt wohl jeder Kanake ein wohlfeiles Holz- oder weißes Tonpfeifchen. Mein Bekannter machte mich auf zwei von den Salomon-Inseln stammende Pfeifen aufmerksam, die von einer achtbaren Geschicklichkeit der einheimischen Töpferinnen zeugten.

Einige Holzgefäße bewiesen die verhältnismäßig hohe Stufe, die die Holzschnitzlerei auf den Admiralitäts-Inseln erreicht hat. Jede einzelne Schale stellte in naturgetreuer Nachahmung irgendein Tier dar; ein Krokodil, ein Schwein, einen Hund oder Vogel. Aus Hartholz geschnitzt, mit Henkel und zwei oder vier Füßen, den Beinen des betreffenden Tieres versehen und im Inneren glatt ausgeschliffen, bilden diese Eßschalen ein Kunsterzeugnis, das auch einem Volke mit vorgerückterer Kultur keine Schande machen würde. Seit Einführung der eisernen Werkzeuge verkümmert aber die Holzschneidekunst. Leider geht auch der gut ausgebildete Schiffbau sehr zurück, allerdings aus einem nicht zu bedauernden Grunde. Seitdem der weiße „Kukurei" (Gouverneur, Richter) und der „Missionaly" die Jagden auf Menschenfleisch verbieten und jener die Übertretung sehr strenge bestraft, ziehen die Küstenbewohner nicht mehr auf Beutezüge aus. Sie benötigen daher keine Kriegskanu mehr; diese, mit geschnitzten Schnäbeln und sonstigem Schmuck reich versehenen Prunkkähne vermodern am Strand oder wandern in die Museen. Für den Fischfang genügen die kleinen

Auslegerboote, die auf der Gazella-Halbinsel an beiden Enden einen langen, sehr schön geformten Doppelschnabel tragen. Stolz wies mir mein freundlicher Führer eine solche, kakala genannte Bootzier vor, sowie eine sehr zierliche Durchbruchschnitzerei, von einem Prunkkanu stammend.

Als fernere Glanzstücke der kleinen, teilweise auserlesenen Sammlung zeigte mir ihr Besitzer verschiedene Masken aus der Gazella-Halbinsel, darunter zwei der greulichen Schädelmasken. Beide waren aus menschlichen Stirn-, Gesichtsknochen und Unterkiefer hergestellt; die eine trug Kopf- und Barthaare aus Menschenhaar, die andere aus Schweinsborsten; auf der schwarzen Grundbemalung prangten die weißen Striche und Ringe, mit denen die Lebenden ihr Gesicht zu beschmieren pflegen. In den Augenhöhlen klebten auf einer Perlmutterunterlage kleine Deckel einer Muschelart [1]), die einem matt- und krankblickenden Auge täuschend ähnlich sehen. Viel einfacher als die Schädelmasken sind im allgemeinen die hölzernen Gesichtsmasken gearbeitet. Sie bestehen aus einem gebogenen Brett, auf dem man durch rohe Schnitzerei Augen und Mund andeutet, hernach auch eine Nase befestigt. Zur Vollendung dienen auf weißer Untermalung rote und schwarze Striche und Ringe. Diese Holzgesichter finden bei Tänzen Verwendung. Es hält aber schwer, Zweck und Ursprung der vielen verschiedenartigen Masken immer genau zu entdecken. Doch steht fest, daß es sich bei den Schädelmasken meist um Ahnenbilder und Ahnenverehrung handelt.

Immer aber ist es den Vermummten darum zu tun, möglichst viel Tabu einzuheimsen. Einzig und allein zur Erlangung des begehrten Muschelgeldes dienen die großen Hahnenmasken. Aus Bambus verfertigen die jungen Burschen ein Gerüst, das die Gestalt des Hahnes nachahmt; sie bedecken dieses Gestell mit aneinandergereihten Hahnen- und Hühnerfedern und stülpen sich das Ganze über den Oberkörper. In dieser einzigartigen Verkappung besuchen mehrere Jünglinge zusammen die Hütten ihrer Dorfgenossen, von denen sie einige Stücklein Tabu als Belohnung erhalten. Diese harmlose, an europäische Dorf- und Stadtgebräuche erinnernde Sitte ist in dem von der Mission besuchten Gebiete fast ganz verschwunden infolge eines von den Missionaren erlassenen Verbotes. Es wurde mit mangelhaftem Schulbesuch begründet!

[1]) Wenn ich nicht irre sind es Deckel von Cypraeaschnecken.

Am auffälligsten wirken aber die Duk Dukmasken. Sie bestehen aus zwei Teilen; der untere setzt sich aus mehreren Krausen zusammen, die aus breiten Rotangblättern verfertigt sind und den Grasröcken der einheimischen Frauen gleichen. Diese stufenweise übereinander angezogenen Laubkränze verhüllen den Körper bis zu den Achseln und erinnern an die Kleidchen der Ballerinen. Der obere Teil, die Kopfverkleidung, bildet einen aus dünnem Pflanzengewebe hergerichteten Kegel mit zwei großen aufgemalten Augen. Als Abschluß krönt ihn entweder ein Büschel Kakadu-Federn oder eine lang auslaufende Spitze, die mannigfaltig, oft närrisch herausgeputzt ist mit bemalten Schnitzereien, Muscheln, Pflanzenfasern und Federn. Diese schwere Vermummung darf nur von Mitgliedern des Duk Duk-Geheimbundes getragen werden. Früher wurden den Duk Dukleuten von den Uneingeweihten übernatürliche Kräfte zugeschrieben. Heutzutage haben sie aber viel von ihrem Einfluß verloren; doch besitzen sie immer noch im Wald gut versteckte Versammlungshäuser und Festplätze, auf denen die Tänze stattfinden. Frauen und Kindern ist es bei Todesstrafe verboten, sich diesem Allerheiligsten zu nähern; aber auch männliche Nichtmitglieder dürfen diese Plätze und Häuser nicht betreten. Geschieht es doch einmal, so bezahlen sie eine hohe Geldstrafe in Diwarra. Erpressung war von jeher Hauptzweck des Duk Duk, der durch seine Geheimniskrämerei den Massen eine abergläubische Furcht einflößte und dadurch zu der großen Macht und Schreckensherrschaft gelangte, die er tatsächlich ausgeübt hat durch Hinrichtungen neugieriger Frauen und durch Geldabzwacken bei neueintretenden Mitgliedern und Nichtmitgliedern, die sich gegen die Duk Dukgesetze vergangen hatten.

Mit Tabugaben und mit dem heiligen Versprechen, den farbigen Gattinnen nichts von dem Geschauten zu verraten, erringen sich die Weißen, auch Frauen, leicht Zutritt zu den Duk Dukhäusern und Plätzen, wo nicht viel zu sehen ist. Die Tänze ahmen die Bewegung des Kasuars nach; es sind nicht eigentliche Volkstänze wie die Sing-Sing, sondern es ist mehr ein Auftreten einzelner verkleideter Menschen, die einen Mummenschanz aufführen. Die eingeschüchterten einheimischen Frauen vermuteten früher in den Verkleideten Geister; heutzutage sind sie wohl den Männern hinter ihre Schliche gekommen, aber aus Furcht vor Mißhandlung oder Tod heucheln sie unschuldsvollen Glauben. Sie kochen gehorsamst den Festschmaus, an dem sich die

Duk Dukleute schadlos halten für das vorhergehende Fasten; tagelanges reichliches Essen und Tanzen scheinen die Hauptfreuden der festlichen Veranstaltung dieses Bundes zu bilden.

Wie fast alle Naturvölker, haben auch die Papua eine gewisse Neigung zu Geheimbünden. Von diesen hat der sogenannte Marawot- oder Ingietbund für das Seelenleben der Neu-Pommern eine viel größere Bedeutung als der an und für sich harmlose Duk Duk. Dem Ingiet liegt eine schauerliche Zauberlehre zugrunde. Die Tänze arten oft in wüstes Treiben und schlimme Ausschreitungen aus. Die Kaiserliche Regierung gibt sich Mühe, sie zu beschränken. Ganz ausrotten lassen sich aber so tief eingewurzelter Geister- und Aberglaube und daraus entstandene Unsitten wohl nie oder erst nach langen langen Jahren. Auch im aufgeklärten Abendlande treibt der Wunderglaube ja noch kräftige Blüten. Hier mag auch erwähnt werden, daß der Totemismus im ganzen Archipel, auf den Salomon-Inseln und in Neu-Guinea verbreitet ist. Das Totem, Tierzeichen, ist eine Art von ureinfachstem Stammeswappen. Ursprünglich wohl als Schutz- und Trutzabzeichen einer einzelnen Familie gegen Feinde erdacht, soll es auch vor Unglück bewahren. Träger des gleichen Tierzeichens dürfen nicht untereinander heiraten; tun sie es doch, so gelten sie als strafbare Blutschänder.

## Kolonialgeschichtliches.

Nachdem mein freundlicher Belehrer und Führer mich noch durch das höchst einfache Regierungsgebäude und den Klub geleitet hatte, begaben wir uns aufs Schiff zurück, wo sich fast alle deutschen männlichen und weiblichen Ansiedler, sowie die Offiziere des englischen Kriegsschiffes zur Tafel und zu geselligem Beisammensein eingefunden hatten. Die Ansiedler erzählten uns mancherlei aus ihrem Leben in dem eigenartigen Inselreiche und von der Zukunft dieses fernen deutschen Schutzgebietes, das jetzt, nachdem es durch schwere und bedenkliche Krisen aller Art gegangen ist, sich soweit erholt hat, um sich gänzlich selbst zu erhalten. Ist eine junge vielversprechende Kolonie aber erst einmal so weit, so dauert es nicht mehr sehr lange, bis sie gewinnbringend wird. Viele Ausländer glauben mit spöttischem Lächeln vom deutschen Michel als Kolonisator sprechen zu müssen, weil gerade die Südsee-Kolonien bis jetzt oft Anlaß zu Sorge gegeben haben. Die Deutschen selbst schimpfen viel über ihre Kolonien, d. h.

über deren Verwaltung, und weisen immer auf die Engländer und Holländer als Musterkolonisatoren hin. Dabei vergessen sie aber eines, nämlich daß Deutschland, mit England, Holland, Portugal, Spanien und Frankreich als Kolonialmächten verglichen, gewissermaßen noch in den Kinderschuhen steckt. Auch die übrigen Nationen, England und Holland inbegriffen, haben viel Lehrgeld bezahlen müssen und Fehler begangen. Es ist kaum anzunehmen, daß Deutschland schlimmere Versehen und trübere Erfahrungen machen wird als alle anderen.

Über die frühere Mißwirtschaft der Neu-Guinea-Gesellschaft wurde viel geklagt und darob oft alles von ihr geschaffene Gute vergessen. Gewiß hat die Gesellschaft sich oft getäuscht und schwer gefehlt. Das lag wohl daran, daß den leitenden Kreisen die nötige Kenntnis der Verhältnisse von Land und Leute fehlte. Die Verwaltung befand sich Tausende von Meilen entfernt in Berlin in den Händen hervorragender Bankgrößen, die aus Neu-Guinea eine Goldquelle schaffen wollten, wie sie England in Vorder-Indien und Holland in Holländisch-Indien, besonders Java, besitzen. Dabei übersahen sie aber, daß Engländer und Holländer in ihren indischen Besitzungen wohlbebautes Land mit reichen Städten und uralten, betriebsamen Kulturvölkern antrafen. In Neu-Guinea aber lagen ganz andere Verhältnisse vor. Die Deutschen fanden ein zum größten Teil von undurchdringlichem Urwald bedecktes Land mit einer wilden, des regelmäßigen Arbeitens vollständig ungewohnten Bevölkerung mit Steinzeitkultur an, die gar keine zu irgendwelchem Handel mit ihren Landeserzeugnissen anregende Bedürfnisse kannte. Auf dieser Grundlage allein entsteht ein entwicklungsfähiger und ersprießlicher Verkehr der Ansiedler mit dem betreffenden Volke. Im Bismarck-Archipel, auf den Salomon-Inseln und in vereinzelten, von den zugewanderten Melanesiern besiedelten Küstengebieten von Kaiser Wilhelmsland fanden sich allerdings Anfänge von Handel der Eingeborenen unter sich wie auch ein Anflug von Unternehmungsgeist vor. Daraus entwickelte sich bald ein Tauschhandel mit den weißen Händlern, für die die Einheimischen Kopra anhäuften. Auf den Salomonen kam dazu der Tauschhandel mit Trepang, Schildpatt und Perlschalen. Einzig auf der Gazella-Halbinsel bestand so viel Betriebsfähigkeit, daß in einigen Gegenden die eingeborene Bevölkerung mehr Yams pflanzte, als sie unumgänglich für den eigenen Gebrauch bedurfte. Diesen Überschuß an Yams lieferte sie seinerzeit der Neu-Guinea-Gesellschaft und den übrigen Handels-

gesellschaften zur Bekösttigung ihrer farbigen Arbeiter. Heutzutage werden diese Yams auf richtigen Märkten von den Kanaken-Frauen und -Männern erhandelt und bilden schon ein Ausfuhrgut nach Samoa von beträchtlichem Wert.

Aus einer solchen winzigen Spur von Regsamkeit entwickeln sich nach und nach Handel und Verkehr mit einer Urbevölkerung, sowie die ausgedehnte und ersprießliche Besiedelung eines Landes.

In Kaiser Wilhelmsland fehlte aber auch dieser unscheinbare Anfang, um die dortigen Bewohner zur Mithülfe am Gedeihen des Schutzgebietes herbeizuziehen. Die trägeren Neu-Guinealeute, die echten Papua, kannten kein Muschelgeld, und es fehlte ihnen jede ursprüngliche Betriebsamkeit. Als Tauschwaren brachten sie nie etwas anderes als ihre Waffen, ihren Schmuck und ganze Kokosnüsse zum Essen und Trinken, nicht als Kopra zubereitet.

Dazu kam noch die Tatsache, daß das Volk den Weißen überall scheu und feindlich entgegentrat, weil es mit den früheren fremden Besuchern die allerschlimmsten Erfahrungen gemacht hatte. Jahrzehntelang waren die Eingeborenen den Raubzügen beutegieriger Sklavenjäger, den Labour Traders, die von Zeit zu Zeit Neu-Guinea und die Inseln des Bismarck-Archipels anliefen, schutzlos preisgegeben gewesen. Sie führten so viele harmlose Eingeborene, als sie durch List aufs Schiff locken oder durch Gewalt ergreifen konnten, weg auf die Pflanzungen und in die Minen Australiens, besonders nach Queensland und nach Fidschi. Dieser Arbeiterhandel, der sogenannte Labour Trade, bildet eines der dunkelsten Kapitel in der Geschichte der Eroberung der Welt durch die Weißen. Ihm ist es zu danken, daß sich die Papua oft an unschuldigen Weißen rächten. Das zog jeweils eine Strafexpedition nach sich, wobei meistens unschuldige Schwarze getötet wurden, und so gab das eine Kette von ungewollten, nie wieder gut zu machenden Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten.

Die Neu-Guinea-Gesellschaft hatte daher mit unglaublichen Schwierigkeiten zu kämpfen, um im Lande Fuß zu fassen. Daß sie es überhaupt dazu brachte, einen friedlichen Verkehr mit den Küstenbewohnern anzubahnen und zu unterhalten, ist ein unschätzbares und unbestreitbares Verdienst. Natürlicherweise liefen dabei Fehler mit unter. Die Verwaltung mußte erst lernen, sich den Verhältnissen anzupassen und einzusehen, daß ein noch fast ganz jungfräuliches Land nicht vom „grünen Tisch“ aus regiert und verwaltet werden kann. Es ist nun

an der deutschen Kolonialregierung, die von der Neu-Guinea-Gesellschaft gesammelten Erkenntnisse und Erfahrungen zu verwerten, die richtigen Leute hinauszuschicken und an den rechten Platz zu stellen, was nicht immer leicht ist.

Die jetzige Verwaltung bemüht sich, den angefangenen friedlichen Verkehr mit den neuen Untertanen zu befestigen; diese überall, wo es angeht, in ihren Sitten und Anschauungen zu schonen, ihre Gebräuche möglichst kennen zu lernen, um sie dank dieser Kenntnis leichter zu leiten. Sie sucht auch die Eingeborenen durch ihre eigenen Häuptlinge zu regieren, nach dem Beispiel der Holländer auf Java. Doch besteht ein wesentlicher Unterschied zwischen den an steten Gehorsam gewöhnten Javanen, die ein gut entwickeltes Staatswesen besaßen, und den freien, keinen Zwang kennenden Papua, die niemals eine Spur von Staatsbildung erreicht haben, die in Kaiser Wilhelmsland nicht einmal eine Dorfgemeinschaft mit einem Häuptling kennen. Nur im Bismarck-Archipel fanden die Deutschen einzelne, über kleine Stämme einen beschränkten Einfluß ausübende Männer, denen sie die Häuplingswürde zuerkennen konnten, um durch ihre Vermittlung eine Dorfgruppe zu leiten.

Mit sanftem Zwang will die Verwaltung die Eingeborenen zur Arbeit erziehen und durch weise Verfügungen der Verminderung der Rasse möglichst entgegentreten. Zeitig genug kam das Verbot, den Eingeborenen Feuerwaffen und Branntwein zu verkaufen. Im Bismarck-Archipel und auf den Salomonen befanden sich die Insulaner bei Ankunft der Deutschen im Besitz einiger Gewehre, die sie von gewissenlosen Händlern eingetauscht, vielleicht auch bei Racheüberfällen geraubt hatten. Es fehlte ihnen aber gewöhnlich der nötige Schießbedarf dazu; oft auch waren die Gewehre in dem feuchten Klima rettungslos verrostet, weil die Leute sie nicht zu putzen und zu besorgen wußten.

### Schwierigkeiten bei der Erforschung des Landes.

Mit Sicherheit darf wohl behauptet werden, daß dieses Südsee-Schutzgebiet eine der zukunftsreichsten Besitzungen Deutschlands ist, die später die daran gewendeten Opfer reichlich lohnen wird. Die Neunmalweisen zu Hause werden noch viel nörgeln müssen, weil die Morgensaat nicht schon am Abend geerntet werden kann. Sie können die ungeheuren Schwierigkeiten nicht übersehen, die sich der Urbar-

machung, der Ertragsfähigkeit und der Pazifizierung eines solchen Landes in den Weg stellen, das zum kleinsten Teil erst bekannt ist. Die Erforschung selbst stößt auf schwer überwindliche Hindernisse, die aber nicht im Vorhandensein kriegerischer Menschenfresser und wilder Tiere wurzeln. Erstens gibt es weder in Neu-Guinea noch im Bismarck-Archipel große Raubtiere, und zudem bilden diese und wilde Kannibalen für den Weißen kein unüberwindliches Hindernis, ebensowenig wie die kleinen Beschwerden des Urwaldes, wie Blutegel und Buschmilben. Auch die Malaria hat ihre Schrecken verloren, seitdem man sich durch die Kochsche vorbeugende Chininkur wirkungsvoll schützen kann. Die Hauptschwierigkeiten und Gefahren haben ganz andere Ursachen. Sie liegen zunächst an der Bodenbeschaffenheit der von fast senkrechtstehen vulkanischen Gebirgen durchzogenen Inseln, deren Küstengelände ihre Entstehung der Erhebung von Korallengebilden verdanken und daher außerordentlich zerrissen und zerklüftet sind. Eine fernere bedeutungsvolle Schwierigkeit verursacht der große, für die Rieseninsel Neu-Guinea geradezu charakteristische und verhängnisvolle Mangel an Wild und Nahrungspflanzen. Dichter, früchtearmer Urwald bedeckt das ganze Gebiet, reißende Bäche und Flüsse erschweren das Vordringen in der gänzlich unwegsamen Wildnis. Es fehlt jede Spur von Eingeborenenpfaden, die anderwärts das Durchqueren erleichtern. Die Papua vermeiden das Anlegen von Buschwegen, um den Feinden das Vordringen zu erschweren und die Lage der Dörfer besser verheimlichen zu können. Diese Unwegsamkeit und die Armut an Waldbewohnern, die im Innern Träger und Nahrungsmittel liefern und Unterkunft geben könnten, vereint mit dem vorerwähnten, fast völligen Fehlen von eßbaren Pflanzen und Früchten und von Jagdwild bilden die schlimmsten Hindernisse und die ernstlichsten Schwierigkeiten, mit denen die Forscher zu rechnen haben. Sie bedingen eine ungeheure Verproviantierung, und das Klima eine den mächtigen Regengüssen trotzende Ausrüstung. Um all das Nötige zu schleppen, bedarf es einer großen Zahl kräftiger Träger, und die sind in Papuasien schwer erhältlich. Infolge der schlimmen Bodenverhältnisse darf die Traglast für einen Mann nicht groß sein; dadurch vermehrt sich nicht nur die Zahl der Teilnehmer an dem Erforschungszug, sondern auch der Bedarf an Lebensmitteln. Mißachtung und Unterschätzung der wichtigen Träger- und Nahrungsfrage mag das Scheitern der meisten früheren Erforschungs-Unternehmen im Ar-

chipel und in Kaiser Wilhelmsland verschuldet haben. Die gleichen schlimmen Erfahrungen machten die Engländer und Holländer in ihren Besitzungen auf der riesigen Wunderinsel Neu-Guinea, in die sich die drei Mächte teilen.[1])

An und für sich ist es fast aussichtslos, in dem dichten weglosen Busch einen Versuch zu machen, mit Pferden durchzukommen; zudem ist das ein sehr gefährliches Unterfangen. Zwei deutsche Goldsucher, die ohne schwarze Begleiter mit vier Pferden ins Innere zogen, haben das 1909 in Neu-Guinea erfahren. Die Eingeborenen vermuteten in den ungeheuren Tieren böse Geister, die sie sofort angriffen, um sich gegen sie zu schützen; dabei verletzten sie den einen der Weißen tötlich. Hätten die Herren eingeborene Führer oder Träger bei sich gehabt, dann wäre ihnen von der sonst friedlichen Bevölkerung nichts geschehen; diese hätte eingesehen, daß die Riesentiere den Schwarzen nichts antaten. Der Geisterglaube würde wohl auch das Überfliegen und Erforschen des Landes im Luftschiff vereiteln, wie geplant war. Die abergläubischen Inlandbewohner kämen beim Anblick eines am Himmel schwebenden Zauberschiffes wahrscheinlich in eine unbeschreibliche Aufregung, die schlimme Folgen, Aufruhr, Angriffe zur Folge haben könnte. Gegen Zauberer, die böse Geister und fliegende Ungeheuer ins Land bringen, würden sich die von steter Geisterfurcht geplagten Papua zweifellos auflehnen. Alles bis jetzt im friedlichen Verkehr mit ihnen Errungene wäre verloren. Dies mögen die maßgebenden Bedenken gewesen sein, die das Kolonialamt bewogen, das Unternehmen abzulehnen. An und für sich erscheint der Plan etwas abenteuerlich, wenn man sich die dortigen Bodenverhältnisse vergegenwärtigt; mitten im Urwald oder an den steilen Berglehnen wäre eine Notlandung doch ganz unmöglich.

## Sprachenzersplitterung.

### Bahnbrechende Missionstätigkeit.

Zu all den vorerwähnten Schwierigkeiten gesellt sich noch ein wichtiger Umstand, der die Durchdringung und Erforschung des

[1]) Unterdessen ist aber die Forschertätigkeit in Neu-Guinea sehr rege geworden, und zwar bei allen drei beteiligten Nationen. Moszkowski, Schultze, Herderschee, Lorentz, Rawling, Wollaston, die Sepik- sowie die Kaiserin Augusta-fluß-Expeditionen haben erfolgreiche Vorstöße gemacht.

Landes und den Verkehr der Weißen mit der einheimischen Bevölkerung beträchtlich erschwert. Das ist die außergewöhnliche Sprachenzersplitterung.

Bewohner verschiedener, nur wenige Meilen voneinander entfernter Dörfer können gewöhnlich einander nicht verstehen; sie sprechen ganz andere Sprachen, nicht nur etwas voneinander abweichende örtliche Mundarten, wie z. B. wir Deutschschweizer. Die Ursache dieser eigenartigen Erscheinung liegt wohl in der großen Abgeschlossenheit, in der die einzelnen Dorfschaften und Stämme von jeher gelebt haben. Diese Absonderung wiederum war eine Folge der ewigen Feindschaft zwischen den einzelnen Dorfgruppen. Es handelt sich dabei nicht um große ausgedehnte Gebiete oder auf ganze Inseln sich verteilende Volksstämme, sondern um ganz kleine Gemeinden, die sich seit Urzeiten befehdeten und niemals in freundschaftlichem Verkehr und gegenseitigem Handel zueinander standen. Auch fand nie eine Vermischung der Bewohner solcher gegnerischen Dörfer durch Ehe statt; um so weniger, als die Papua ihre Frauen immer aus Stammesgenossinnen, gewöhnlich aus den nächsten Freundes-, oft sogar Verwandtenkreisen zu wählen pflegen. Nur in vereinzelten Fällen stammt die Gattin aus einem befreundeten Nachbardorfe. Diese Abschließung trug wesentlich zur Sprachenkluft bei, die für die Weißen sehr mißlich ist, da es, von später zu erwähnenden Ausnahmefällen abgesehen, sehr schwer hält, Dolmetscher zu finden. So bleibt einstweilen das Pidgin als Aushilfsmittel zu Recht bestehen.

Unbestreitbares Verdienst um die Sprachenforschung haben sich die Missionare erworben, indem sie als erste einzelne Mundarten der Papuasprache erlernten, um auf diese Weise mit den Kanaken, ohne Vermittlung der unzuverlässigen Dolmetscher, sprechen zu können. Viel wertvolle Vorarbeit haben sie dadurch geleistet, die heute den kaiserlichen Beamten ihre Aufgabe erleichtert und auch die Wege gebahnt, um den Papua auf den Pfad des Fortschrittes zu leiten.

Wie man der Sprachenvermischung erfolgreich begegnen kann, dafür haben die Neuendettelsauer Missionare in Kaiser Wilhelmsland ein nachahmenswertes Beispiel gegeben. Sie führten in ihren Bezirken eine der am meisten gesprochenen Mundarten als Unterrichtssprache ein, die von den übrigen Eingeborenen leicht angenommen wurde. Mit der strichweisen Einführung einer gemeinsamen einheimischen Sprache wäre zum Segen des Volkes und des

Landes viel erreicht, mehr als durch die Weiterverbreitung des Pidgin. Dieses genügt gerade, um Befehle darin zu erteilen; aber niemals reicht es aus, um in die Vorstellungen, in die Gedankenwelt des Volkes einzudringen. Es versagt beispielsweise fast vollständig bei Gerichtsverhandlungen und ist wohl oft Schuld an Mißverständnissen und dadurch entstandenen ungerechten Verurteilungen, die wiederum die Schwarzen erbosen und Ursache von Aufständen und Niedermetzelungen der Fremden werden.

Die katholischen Missionen in Kaiser Wilhelmsland und in Herbertshöhe geben Deutschunterricht. Die Zöglinge lernen, Sprüche und Lieder aufzusagen und wohl auch, sich mit den Lehrern zu verständigen. Außerhalb der Schule versagt aber ihre Kenntnis der schweren Sprache völlig. Gelänge es, streckenweise einheimische Verkehrssprachen einzuführen, so wäre eines der größten Hindernisse in der Pazifizierung des Riesenlandes überwunden; das wäre eines der hervorragendsten Verdienste der Missionen.

Das bahnbrechende Wirken der ersten Missionare ist überhaupt kaum hoch genug einzuschätzen. Sie zuerst und sie allein bemühten sich, einen friedlichen Verkehr mit der einheimischen, verschüchterten und verbitterten Bevölkerung anzubahnen. Nur ihnen ist es zu verdanken, daß die Versuche der ernsthaften Handelsgesellschaften, auch der Neu-Guinea-Gesellschaft, im Bismarck-Archipel und in Neu-Guinea dauernd festen Fuß zu fassen, nicht gänzlich fehlschlugen. Einzig durch unermüdliche Geduld und Ausdauer, gepaart mit großem Mute, gelang es den christlichen Lehrern, das wohlberechtigte Mißtrauen und den begreiflichen Haß der Papua gegen die Weißen zu überwinden. Plötzlich und ganz ausrotten läßt sich diese Scheu vor den mächtigen Fremden nicht, die jahrzehntelang den wehrlosen Eingeborenen die grausamste Behandlung angedeihen ließen. Nirgends in der Welt haben die Europäer schlimmere Verbrechen an den farbigen Eingeborenen begangen als in der Südsee und besonders auch im Bismarck-Archipel und in Neu-Guinea. Kein Wunder, daß die Bewohner in jedem Weißen einen beutegierigen lügnerischen Sklavenjäger oder einen grausamen verworfenen Händler (Trader oder beach-comber) vermuteten. Die Missionare waren die allerersten Fremden, die den schutzlosen Eingeborenen freundlich in selbstloser und ehrlicher Absicht nahten und ihnen eine bessere Meinung vom weißen Manne, auch vom Kaufmann und Seefahrer, beibrachten. Heute weiß

der Papua im ganzen erforschten Gebiete, daß der große fremde Häuptling (der Richter und Gouverneur) seinen mächtigen Schutz jedem Schwarzen ebensogut angedeihen läßt wie dem Weißen. Der mit einem feinen Sinn für Gerechtigkeit begabte Kanake kommt vertrauensvoll mit seinen Beschwerden entweder zum Missionar oder zum Richter. Er weiß, der weiße Mann hält, was er verspricht, im Guten wie im Bösen, er belohnt und er bestraft.

In früheren Jahren wirkten in Herbertshöhe auf Neu-Pommern ziviliſatoriſch ſegenbringend die katholiſche Miſſion vom heiligen Herzen Jeſu und neben ihr, auf Neu-Lauenburg, ruhig und ungeſtört die auſtraliſche wesleyaniſche Miſſion. In Neu-Guinea war zunächſt die Londoner Miſſionsgeſellſchaft wirkſam tätig und hat an Bahnbrecher-Arbeit Hervorragendes geleiſtet; ſie leitet auch heute noch im engliſchen Schutzgebiet das Bekehrungswerk. In Kaiſer Wilhelmsland arbeiten die katholiſche Miſſion, die „Geſellſchaft des göttlichen Wortes", die rheiniſche proteſtantiſche Miſſionsgeſellſchaft aus Barmen und die lutheriſche Neuendettelsauer Miſſion, jede auf ſtreng begrenztem Gebiet. Dadurch iſt dort ihr Wirken ſtets ein erſprießliches und friedliches geblieben, während ſich in neuerer Zeit auf der Gazella-Halbinſel üble Zuſtände herausgebildet haben, die dem Anſehen der Weißen bei den Schwarzen ſchaden und die auch die Ausbreitung des Chriſtentums und der Ziviliſation hemmen. Dort entſtand nämlich der rührigen katholiſchen Miſſion in der methodiſtiſchen eine Mitbewerberin auf dem Gebiete des Seelenfanges. Anſtatt ſich nach dem Beiſpiel der übrigen zu verſtändigen, indem jede ihre Tätigkeit auf einen gewiſſen Landesteil beſchränkt, bekämpfen ſie ſich aufs Heftigſte und ſuchen ſich mit möglichſt großen Zahlen Getaufter zu überbieten. Dieſer Streit muß die Eingeborenen verwirren. Sie wiſſen nicht, was ſie glauben ſollen; denn was der eine Prieſter gutheißt, verwirft der andere um ſo mehr. Da warten ſie es lieber ruhig ab, bis der eine der Götter der Weißen obſiegt und der andere das Feld räumt.

Erfolgreicher als die methodiſtiſchen ſind entſchieden die katholiſchen Heilsverkünder. An und für ſich üben die myſtiſche Lehre dieſer Kirche, all der Glanz und die Pracht des Gottesdienſtes eine gewiſſe Anziehungskraft auf die kindlichen, an viele böſe und gute Geiſter glaubenden Naturmenſchen aus. Reliquien und Amulette, Heiligenbilder, das Weihwaſſerbeſprengen erſetzen beſſer die eigenen Zaubermittel und -beſchwörungen als die ſachliche proteſtantiſche Lehre

mit den prunklosen kirchlichen Feiern. Es ist ja eigentlich nur ein Tausch im Aberglauben, wenn auch gegen einen harmloseren. Die vielen katholischen Feiertage, an denen er herrlich faulenzen kann, gefallen dem lässigen Papua auch besser als die langen arbeitsreichen, festlosen Wochen der Protestanten. Doch nicht allein diesen schwerwiegenden Umständen und ihrer größeren Erfahrung im Umgang mit den Kanaken verdanken die katholischen Priester von Herbertshöhe ihre Erfolge, sondern ihrer besseren Einsicht und ihrer größeren Vernunft. Sie haben richtig erkannt, daß man diesen großen einfältigen Kindern die Religion leicht machen muß. Man darf ihnen nicht mit schwerverständlichen Lehrsätzen und harten Geboten kommen. Bei den katholischen Lehrern gibt es keine strenge Kleiderverordnung und Tanzverbote wie bei den methodistischen. Diese vergällen dem Eingeborenen, der bis vor kurzem einfach seiner Eingebung folgte und unbewußt nur das eine Gesetz kannte: „Ich will", das Leben mit der Vorschrift: „Du sollst", Du mußt". Das geht dem Papua gegen den Strich und will ihm nicht in seine „Sabebox" [1]).

Allgemein waren die weißen Ansiedler darüber einig, daß zwei Missionen auf der Gazella-Halbinsel zu viel sind, daß die Regierung, nach dem Beispiel Hollands in den indischen Kolonien, keine oder höchstens eine gemäßigte kirchliche Mission zulassen sollte. Segensreicher als blinde Eiferer und Dogmenmenschen würden Heilslehrer wirken, die nach dem bahnbrechenden Beispiel der Londoner Mission in Neu-Guinea, der Väter vom heiligen Herzen Jesu in Herbertshöhe und der deutschen Missionare in Kaiser Wilhelmsland, ihre Aufgabe zunächst als rein zivilisatorische und hygienische auffassen und ausüben würden. Diese beschränkten ihre Haupttätigkeit auf die Ausrottung des ärgsten Zauberglaubens und auf die Befestigung der guten Beziehungen zwischen beiden Rassen. Es ist wohl möglich, daß man dem Papua seinen Glauben an Geister und an Zauberei nicht nehmen kann, ohne ihm irgendeinen Ersatz dafür zu bieten. Der einfache Mensch, der farbige wie der weiße, hat das Bedürfnis nach einem seine Seele erfüllenden Glauben. Er muß etwas haben, einen Gott oder Geister, an die er sich klammern, die er anrufen und beschwören und auch verantwortlich machen kann, wenn er sich in Krankheit, Kümmernis oder Not befindet. Mit philosophischen und ethischen

[1]) Pidgin: Wissenskiste, Gehirn.

Grundsätzen ist dem ureinfachen Naturmenschen nicht beizukommen, eher mit einem gemäßigten Christentum oder auch mit dem Islam (Sumatra, Java).

Man beglücke daher die Papua mit möglichst wenig Religion und verzwickten Lehrsätzen; man lehre sie vor allem den Segen der Reinlichkeit und der nötigen Gesundheitspflege kennen. Man zwinge ihnen auch nicht die ungesunde europäische Kleidung auf an Stelle ihrer ursprünglichen. Diese ist, besonders in Neu-Guinea, durchaus schicklich, sogar hübsch; die Grasröcke der Frauen sehen sehr gefällig und zierlich aus. Jede gewaltsame Veränderung in der gewohnten, ihrer Umgebung streng angepaßten Lebensweise ist für die Naturvölker vom übel und bringt schädliche Folgen. Der Papua ist nicht der geistig minderwertige Schwarze, der dumme Kerl, der blutgierige Wilde, wie vielfach geglaubt wird. Die neuesten Forschungen der Neuendettelsauer Missionare lassen erkennen, daß der Kanake ein Mensch mit reichem Innenleben ist, der sich eine Seelenlehre erdacht hat, der eine animistische Weltanschauung besitzt. Sein Seelenglaube erfüllt und beherrscht ihn so vollständig, daß er sich alles in und um sich dadurch zu erklären sucht. Er ist ein tief religiös veranlagter Mensch, wenn auch nicht im orthodox-christlichen Sinne. Bei richtigem Anpacken ist er aber der aufnahmsfähigste Schüler für die christliche Lehre.

### Entartung der Rasse, eine Folge unserer Kultur.

Ich habe schon einmal erwähnt, wie überall da, wo der weiße Mann den wilden und barbarischen Menschen ihre einfachen Werkzeuge, Geräte und Waffen durch seine verbesserten Erzeugnisse ersetzt, ihrer schöpferischen Kraft und ihren geistigen Gaben jede Möglichkeit zur Weiterentwicklung genommen wird. Ihre oft geradezu erstaunliche, meisterhafte Findigkeit, sich alles, was Land und Meer ihnen bietet, zunutze zu machen, erstirbt, ihre Arbeitskräfte liegen brach; die Rasse geht nach und nach zugrunde, weil es den Leuten an der ihnen altgewohnten Tätigkeit fehlt. Die Weißen suchen vergeblich, aus den Südsee-Insulanern gute Plantagen- und Sägereiarbeiter oder Kohlenträger zu machen. Das ist eine dem Wilden nicht zusagende Arbeit, die er haßt, die ihm auf die Dauer nicht zuträglich ist. Er wird faul, entartet und verkommt. Naturmenschen sind nie fleißig und arbeitsam in unserem Sinne, aber sie gehen auch nicht völlig müßig. Solange sie gezwungen sind, sich alles selbst

zu erfinden und zu verschaffen, sind sie stets nützlich beschäftigt mit der Herstellung ihrer Werkzeuge, ihrer Hütten, Geräte, Waffen, Kanu, ihrer Schmucksachen und auch mit ihren Pflanzungen. Dazu kommen als ihre Kräfte anspannende und anspornende Tätigkeit noch der Fischfang, die Jagd, die Tänze und die Kriege. Die letzteren verbieten der Kukurei und der Missionar, der oft auch noch die Tänze verbietet.

Wohl haben die Missionen Schulen gegründet und sind stolz auf deren Erfolg. Da werden die kleinen Papuamädchen im Stricken, Sticken und Nähen unterrichtet und die Buben im Deutschschreiben, Rechnen und Zeichnen. Ich muß gestehen, ich kann den Zweck dieser Schulung nicht einsehen. Tischläufer, Sofaschoner und Strümpfe braucht das Papuakind doch wahrhaftig nicht! Schönschreiben nützt ihm auch nicht viel. Man befolge doch auch hier das Beispiel der Holländer in Java, die alles tun, um den Javanen ihre schöne Volkskunst (man denke an die Batiken, die Büffelleder-, Flecht-, Messing- und Silberarbeiten) zu erhalten. Sie suchen die Gewerbe neu zu beleben, indem sie die Erzeugnisse für sich selbst verwenden und teilweise neue europäische Muster einführen. Auch die Papua haben in der Herstellung ihrer Töpferwaren, ihrer Flechtwerke und Schnitzereien, ihrer Waffen und Schmuckgegenstände gute Fähigkeiten bewiesen. Ich habe Zeichnungen von Papuabuben gesehen, die den großen diesem Volke innewohnenden Sinn für Ausschmückung und Zierkunst verrieten. Da waren Nachbildungen von Paradiesvögeln, Tauben, Kakadus und Blumen, die sich auch in europäischen Schulen sehen lassen dürften. Einer der Jungen, der den schönen Namen Ruckli [1]) trug, hatte stolz auf sein Zeichenheft geschrieben „Kunstmaler".

Wenns auch nicht gerade zum Künstler reicht, diese ursprünglichen Anlagen sollte man richtig verwerten. Dann könnten aus den Papua nützliche Handwerker herangebildet werden, an denen in Neu-Guinea wie in allen jungen Kolonien ein großer Mangel ist. Die katholische Mission in Herbertshöhe ist auch da weitsichtig vorgegangen. Sie hat Handwerkerschulen gegründet, die unter der Leitung von tüchtigen europäischen Meistern stehen. Nun sollte man auch versuchen, die Mädchen anzuleiten, Hüte, [2]) Körbe, Schachteln, Matten in der

[1]) Die Missionare geben den Kindern deutsche Vor- und Familiennamen.

[2]) Ich habe eine Flechtarbeit gesehen, die so fein war wie Musselin, derartiges Geflecht ließe sich für Hüte, sogenannte Manilahüte oder Panama, wohl verwenden.

einheimischen, hübschen und geschmackvollen Flechtweise herzustellen; das wäre eine ersprießlichere Beschäftigung als das Häkeln, Stricken und Sticken.

Durch Weiterentwicklung und Ausbildung der vorhandenen Fertigkeiten und Anlagen, durch Einführung neuer Arbeitsmöglichkeiten, die sich mit der ursprünglichen Lebensweise vertragen und die Gesundheit nicht untergraben, könnte die Mission die braunen Landeskinder vor gänzlichem, geistigem und körperlichem Verfall retten. Vielleicht ließe sich das langsame Niedergehen der Volkskraft heben und das Zurückgehen der einheimischen Bevölkerung noch mehr aufhalten, als es jetzt schon geschieht.

### Ursachen der Bevölkerungsabnahme. Schutzmaßregeln.

Entgegen der allgemeinen Annahme, daß der Weiße ausnahmslos schuld ist am Aussterben der farbigen Völker, läßt sich von Neu-Guinea das Gegenteil behaupten. Allgemein galt die melanesische Rasse für lebenskräftiger als die dem völligen Untergang geweihte polynesische. Es hat sich aber herausgestellt, daß sich die Papua des Bismarck-Archipels und Neu-Guineas trotz reichen Kindersegens langsam vermindern; ferner, daß diese Abnahme der Bevölkerungszahl schon vor der Besitznahme des Landes durch die Weißen eingesetzt hat. Die Eingeborenen erhielten weder Feuerwaffen noch schädliche Genußmittel, wie Branntwein und Opium. Ferner sind dank der Zurückhaltung der papuasischen Frauen[1]) nur in vereinzelten Fällen verheerende Seuchen eingeschleppt worden, hauptsächlich durch die Chinesen und Malaien. Es kann daher die Schuld an dem langsamen Rückgang der einheimischen Bevölkerung nicht der deutschen Besiedelung beigemessen werden. Es müssen andere Ursachen und Umstände das Abwärtsgehen der Volkskraft verschulden.

Zunächst kommen die einheimischen Krankheiten in Betracht, die, weil nicht richtig behandelt, verhängnisvoll werden[2]). Besonders oft

---

[1]) Man sieht nur ausnahmsweise Mischlinge. Allerdings allein maßgebend für die Sittlichkeit der Frauen ist die kleine Zahl der Mischlinge nicht, da man sich der unwillkommenen Bastarde gewöhnlich vor oder nach der Geburt zu entledigen sucht.

[2]) Der Papua steht einstweilen dem weißen Arzt und seinen Heilmitteln noch ziemlich mißtrauisch gegenüber; dagegen unterzieht er sich willig den chirurgischen Eingriffen.

ziehen sich die Kanaken Erkältungen zu, die Luftröhrenleiden und Lungenentzündungen zur Folge haben. Bei der schweren Arbeit des Waldrodens erhitzen sich die Leute rasch, hernach legen sie sich zur Abkühlung ins nasse Gras oder nehmen in einem vorbeifließenden Bach ein Bad; von Abtrocknen ist keine Rede. Die Nacht verbringen sie schlafend am Feuer, das die eine Körperseite röstet, indessen die frische Nachtluft die andere abkühlt. Bei prasselndem Regen bietet das Palmendach nicht genügenden Schutz. Die Leute schlafen gänzlich unbedeckt in der Feuchtigkeit; es fehlt somit nicht an Gelegenheit, sich gründlich zu erkälten. Um dem abzuhelfen, haben die Deutschen nun vielerorts leichte Wolldecken eingeführt. Oft tritt die Ruhr seuchenartig und verheerend auf. Vernachlässigte Wunden ziehen tötliche Vergiftungen nach sich, Unfälle langes Siechtum und Tod, weil keine zeitige ärztliche Hilfe da ist. Mangels jeglicher Vorsorge verbreiten sich ansteckende Krankheiten sehr rasch, namentlich in den Bezirken, in denen schauerliche Bestattungssitten herrschen; z. B. da, wo die Toten aufgehängt, gepreßt und die herauslaufenden Säfte gesammelt werden. Eine kleine Menge davon wird in das Essen für Freunde und Verwandte gemischt, damit die Kraft des Verstorbenen in sie übergeht. Vielfach auch werden die Leichen in den Hütten aufbewahrt und über einem Feuer geröstet. Derartige Gebräuche sind örtlich und dehnen sich nie über weite Strecken aus; sie können nicht als allgemein gelten; strichweise herrschen andere Sitten wie andere Sprachen. Die üblichste Bestattungsart ist wohl das Begraben der Toten.

Leider kommt auch die Selbstvernichtung durch Erhängen oder Selbstvergiftung mit Pflanzensäften häufig vor, sowie der Greisenmord. Das schlimmste Volksgebrechen aber ist die Kindertötung vor und nach der Geburt. Die überzähligen Mädchen werden vom Vater sofort nach der Geburt umgebracht. Unzählige Säuglinge erliegen der gesundheitswidrigen Behandlung, der sie ausgesetzt sind. Da auf der Gazella-Halbinsel die helle Haut der Neugeborenen den Eltern als Schönheits- und Rassenfehler erscheint, werden die Kleinen sogleich über ein qualmendes Feuer gehalten, damit sie eine dunkle Haut bekommen. Ähnliche schädliche Gebräuche herrschen überall.

Auch die endlosen Fehden spielten bei der Entvölkerung eine große Rolle. Die Papua standen von jeher unter dem Fluche der roten Pest, der Blutrache. Ein einzelner Todesfall zog eine ganze

Reihe anderer nach sich; denn niemals glaubte man an ein natürliches Scheiden des Gestorbenen. Er war den Zaubersprüchen seiner Feinde erlegen und mußte durch Totschlagen der Schuldigen gerächt werden, deren gewaltsames Ende wieder Sühne heischte. Ganze Gegenden entvölkerten sich durch diese entsetzlichen Racheopfer, wie auch durch die Kopfjagden und die Metzeleien, die stattfanden, um dem Menschenfraß zu fröhnen. In dem wildarmen Lande fehlte es an Fleischnahrung. Der ungenügenden Ernährung durch Pflanzenkost suchten die Melanesier instinktiv durch den Kannibalismus entgegenzuwirken. Diesem greulichen Unfug treten die Weißen überall kraftvoll und wirksam entgegen. Nur sollten sie zugleich dem Papua eine diese kräftigere Kost ersetzende Nahrung verschaffen, was nicht so leicht ist; denn gegen Rinder- und Kuhfleisch hegt er eine große Abneigung; einzig Schweine- und Hundefleisch liebt er, sowie Fische, überhaupt die Meertiere und die sehr seltenen Krokodile.

Der Hauptgrund des Niederganges der Rasse liegt wohl einerseits in der Überbürdung des weiblichen Geschlechtes mit Arbeit, in der Erschöpfung der Frauen durch die mehrjährigen Stillperioden und in ihrer dadurch und durch Unsitten verursachten Kinderlosigkeit, anderseits aber in den Ehevorrechten der älteren und reicheren Männer, ferner in der Engzucht. Auf diesem Gebiet haben die Missionare schon ersprießlich gewirkt durch Aufklärung. Da die Papua kein eigentlich unsittliches Volk sind, erweisen sie sich den Vorschriften über Eheschließung, Kinderpflege und -erziehung, Witwen- und Waisenversorgung und dem Verbot der Greisen- und Kindertötung zugänglich. Dem Beispiele des weitsichtigen rührigen, früheren Gouverneurs von Britisch-Neu-Guinea, Sir William MacGregor, folgend, haben nun auch die Deutschen ähnliche weise Gebote erlassen. Soweit sich der Einfluß der Regierung und der Mission erstreckt, hat sich im englischen und deutschen Teile von Neu-Guinea die Volksabnahme vermindert. In den unerforschten ausgedehnten Teilen des Landes befinden sich aber noch viele Tausende von Menschen, die, ganz unberührt vom deutschen, englischen oder holländischen Einfluß, ihren volksmörderischen Sitten gemäß leben.

Mit dem Verbot der Arbeiterausfuhr durch fremde Schiffe nach Queensland und Fidschi suchen die Deutschen der gewaltsamen Entvölkerung zu steuern, sowie mittelst genügender Schutzgesetze für die nach Samoa gebrachten freiwilligen Plantagenarbeiter aus dem

Bismarck- und dem Salomon-Archipel. Die Bekämpfung der einheimischen Krankheiten geschieht durch ärztliche Fürsorge, die langsame, aber stete Fortschritte macht.

Schwer wird es halten, die Entlastung der Frau von den Sorgen des Unterhalts der Familie zu erreichen und den Mann zur Arbeit auf seiner eigenen Pflanzung und zum Tragen der schweren Lasten zu erziehen. Dadurch würde die Gesundheit des erschöpften weiblichen Geschlechts gestärkt und der Kinderlosigkeit vorgebeugt.

Am allerschwierigsten wohl läßt sich der durch geographische Verhältnisse bedingten Engzucht steuern, weil die Papua an ihrer Scholle und an ihrer Sippe hängen. Sie besitzen einen so starken Heimatssinn, daß sie, von unwiderstehlichem Heimweh getrieben, immer wieder in ihr Dörflein zurückkehren. Bis jetzt sind alle Versuche, die in dieser Hinsicht von der Neu-Guinea-Gesellschaft und von der Regierung gemacht worden sind, an dem ausgeprägten Heimats- und Stammesgefühl der Kanaken gescheitert.

Dieser rührende Zug im Charakter der oft als gefühllos geschilderten Insulaner erfüllt uns mit unendlichem Mitleid, wenn wir bedenken, wie viele Tausende dieser Naturkinder vormals durch habgierige verlogene Sklavenhändler in die Fremde gelockt worden sind, um dort infolge der ungewohnten Minen- und Landarbeit, sowie der veränderten Lebensweise rettungslos zugrunde zu gehen.

Die uns verständliche und unserem Empfinden verwandte Heimatsliebe des Südsee-Insulaners ist nur ein Beweis dafür, daß wir überall die gleichen Gemütseigenschaften, die gleichen Leidenschaften und die gleichen Handlungstriebe beim Menschen treffen, trage er nun eine gelbe, braune, schwarze oder weiße Haut, und erfreue er sich einer vielhundertjährigen Kultur oder noch eines von jeglichem Zwange befreiten Naturzustandes. Es ist überhaupt ein eigenes Ding um den Eindruck, den die Naturmenschen auf uns machen; er hängt viel von der Umgebung ab, in der wir ihnen begegnen. Beim Anblick der Eingeborenen an der Werft oder der in den europäischen Siedelungen Arbeitenden erfaßt uns das Gefühl: die gehören nicht hierher. Sie kommen uns fast lächerlich und wie zur Schau gestellt vor, ungefähr so wie die Teilnehmer einer nach Europa gebrachten Negergruppe, die wir uns anschauen, genau wie die fremdländischen Tiere im zoologischen Garten. Tritt uns aber

der Eingeborene in seinem Dorfe oder unvermittelt im Urwald entgegen, erblicken wir ihn auf selbstgezimmertem Kanu, nach Meeresbeute jagend, dann erscheint der nackte braune Mensch ehrfurchtgebietend. In seiner zu ihm gehörenden Umgebung wirkt er echt und unverfälscht, da fühlen wir uns als Eindringlinge in sein Reich, nur geduldet von ihm, dem ursprünglichen Herrscher des Urwaldes, des Landes überhaupt. Mit all unserer verfeinerten Kultur und höheren Geistesbildung kommen wir uns klein vor neben dem schöpferisch veranlagten Naturmenschen, der sich seine Wohnung, Kleidung und Nahrung mit ureinfachsten Hilfsmitteln selbst herzustellen weiß, durch kluges Ausnützen dessen, was Land und Meer ihm bieten.

### Versuchspflanzungen, der botanische Garten, Alang-Alangwiesen.

War uns Reisenden schon am ersten Tage die zuvorkommende Höflichkeit und freundliche Dienstwilligkeit der deutschen Ansiedler angenehm aufgefallen, so machten wir am zweiten Tage noch ausgedehntere Bekanntschaft mit diesen schönen Eigenschaften. Wo sich die Schiffsgäste blicken ließen, wurden sie von den ansässigen Weißen liebenswürdig begrüßt. Jede Frage wurde uns mit wertvoller Auskunft artig beantwortet. Schon auf der Ausreise nach Ceylon war mir von einem vom Urlaub heimkehrenden Ansiedler für die Dauer meines Aufenthaltes ein Wagen zur Verfügung gestellt worden. Zu meinem Bedauern vernahm ich bei meiner Ankunft, daß der lebensfrohe, scheinbar kraftstrotzende Mann Rabaul nicht erreicht hat; er blieb in Hongkong sterbenskrank liegen und erlag dort später einem heimtückischen Leiden. Mit einem ganzen Stoß von Einführungsschreiben hatte mich der Gatte einer Bekannten versorgt, der als Korvettenkapitän zwei Jahre lang im Schutzgebiet gelebt hatte. Nachdem mein ursprünglicher Plan, zwei Monate lang im Archipel zu bleiben, gescheitert war, brauchte ich diese wertvollen Empfehlungen nicht. Doch gab es manchen Spaß, wenn ich zufälligerweise mit Beamten oder Kolonisten zusammentraf, denen ich nach einiger Zeit sagen konnte: An Sie habe ich auch einen Empfehlungsbrief im Koffer!

An jenem Morgen nun wurden dem Schiffsarzt, dem Engländer und mir sogar mehrere Wagen zur Verfügung gestellt. Frohgemut fuhren wir von dannen, um die Umgebung von Rabaul besser kennen

zu lernen, um den Versuchspflanzungen und dem noch jungen botanischen Garten einen Besuch abzustatten. Uns schloß sich als liebenswürdiger und „allwissender" Führer ein Beamter des Norddeutschen Lloyds an, der schon jahrelang im „wilden Deutschland" lebte.

Breite, gut gepflegte Straßen führen durch die Palmenhaine. Die Fiederblätter der Kokos, der Nipa- und Arekapalmen warfen durchbrochene Schatten; betäubender Duft entstieg den weißen Blüten der Frangipani und dem Zitronengras, das die Wege säumt. Da es ein Wochentag war, lagen zahlreiche Papua unter Aufsicht von Chinesen und Malaien ihrem Tagewerk ob, wenn auch nicht allzu emsig. Mitten in einer Arbeitergruppe erblickten wir zu unserem Erstaunen einen scheckigen Mann. Eine geheilte Hautkrankheit hatte die stellenweise Entfärbung der Haut und dadurch das eigenartige gescheckte Aussehen verursacht. Infolge ihrer Unreinlichkeit werden die Kanaken oft von derartigen Übeln befallen, unter denen der Ringwurm am häufigsten vorkommt. Überall begegneten wir Leuten, auf deren Körper die Krankheit schnörkelartige Spuren gezeichnet hatte. Sie schienen die Betroffenen weiter nicht zu belästigen oder zu hindern; denn mehrere solcher „verzierter" Kanaken arbeiteten in den jungen Kokospflanzungen, an denen wir vorbeifuhren.

Zwischen den einzelnen Palmen prangten Baumwollsträucher im Schmucke ihrer roten und gelben trichterförmigen Blüten. Ihr Ertrag muß in den ersten sieben bis acht Jahren die Unterhaltungskosten der Kokos decken, die erst in dem Alter nutzbringend wird. Daraufhin werden die Baumwollstauden ausgerissen, der Boden mit Gras und Kräutern besät und als Weideland für das Rindvieh benützt.

Neben der echten Baumwolle wird jetzt sehr viel der rasch wachsende hinterindische Baumwollbaum, der Kapokbaum, gezüchtet. Er ist leicht kenntlich an seinen langen geraden, immer wagrecht vom Stamm abstehenden Ästen, die ein helles, großgefingertes Laub und brennendrote Doldenblüten tragen. In der holzigen fünfklappigen Kapselfrucht liegen die wollhaarigen Samen. Die Fasern sind aber sehr kurz und sehr glatt, daher zum Spinnen ungeeignet. Man verwendete deshalb den Kapok zunächst unter dem Namen Pflanzendaunen nur für Kissen- und Matratzenfüllungen. Erst in neuester Zeit ist in Chemnitz ein Verfahren gelungen, das es ermöglicht, die Kapokfasern, die sogenannte Pflanzenseide, mit Baumwolle oder allein zu verspinnen und zu verweben. Vermöge ihres hohen Glanzes werden derlei Ge-

webe zu Vorhängen, Stoffbehängen, zu schmückendem Aufputz und Ähnlichem verwendet. Wieder andere Kapokstoffe eignen sich wegen ihrer großen Schwimmfähigkeit besonders zu Bootskissen, Schwimmwesten und -anzügen.

Die Anpflanzung dieser Kapoksträucher hat sich im ganzen Schutzgebiet eingebürgert, wie auch die des Muskatnußbaumes, den wir vielfach schon als hohen Baum antrafen. In seiner Vollkraft, so um das fünfzehnte Jahr, liefert ein einzelner Baum 1500—2000 Früchte, es gibt aber noch tragfähige Baumgreise von 60—80 Jahren. Der kleine einheimische Papua-Muskatnußbaum trägt die sogenannten langen Muskatnüsse, die, weil etwas weniger aromatisch, nicht so wertvoll sind.

Purpurrot und rosenfarbig glühten die schönen Blütentrauben der Indigosträucher aus dem Grün der hübschgefiederten Blätter hervor; gleich daneben leuchteten die gelben Blumen der krautartigen Dschuten oder Jute, des indischen Flachses, und die ährenförmigen Blütenstauden des ebenfalls krautartigen Ingwers. Zwischen den versuchsweise angepflanzten Kautschukbäumen wuchs chinesischer Hanf; seine Fasern kommen unter dem Namen Ramié oder Chinagras in den Handel. Auch mit verschiedenen, im Schatten mächtiger Baumriesen gezogenen Kaffeesträuchern werden Versuche gemacht. Auf Zuckerrohr und Kakaopflanzungen folgten weitausgedehnte Tabakfelder, die ein dem berühmten Delitabak (Sumatra) kaum nachstehendes Kraut liefern.

Am Wegrand standen hochaufgeschossene Melonenbäume, Papaya; unter ihrer schönen Blätterkrone hing ein Kranz goldgelber oder rötlicher Früchte. Daneben reckten sich silberglänzende Paradiesbäume, Ölweiden, mit großen gelben Glockenblumen, denen angenehme Wohlgerüche entströmten; später entwickeln sie eßbare Früchte. Mächtige, oft sechs Meter lange Fiederblätter und, auf walzenförmigen Kolben dichtgedrängt die Blüten, trugen die kurzstämmigen schönen Elfenbeinpalmen. Ihre menschenkopfgroßen Nüsse enthalten harte eiförmige Samen, die als Pflanzen-Elfenbein zu billigen Drechslerarbeiten, Knöpfen und Derartigem verbraucht werden. Selbstverständlich fehlte die schöne und nützliche Sagopalme nicht. Ihr Mark hat von jeher, besonders in Neu-Guinea, in der Ernährung der Eingeborenen eine große Rolle gespielt. Eine ähnliche Bedeutung als Nahrungsmittel in den Tropen kommt dem ausgewaschenen Stärkemehl der Wurzeln

des Kassavestrauches zu, dem Maniok oder Manihot, das, je nach der Kugel- oder Flockenform, als Perl- oder als Flocken-Tapioka ausgeführt wird. Wie der Maniok, wurde auch der Jackbaum [1]) von den Deutschen eingeführt. Ihnen liefert er ein geschätztes Möbelholz, während seine Riesenfrüchte nun auf der Speisekarte des Papua nicht mehr fehlen. Die schönblättrigen Brotfruchtbäume [2]), die zierliche Arekapalme und der Betelpfeffer dagegen liefern dem Eingeborenen nur beliebte Leckerbissen. Großmächtige schöne Mangobäume spenden eine herrliche erfrischende Frucht, während die verschiedenen Bananenarten mehr für kräftigere Kost sorgen. Doch kommt dem Pisang im Papualand nicht die Bedeutung als Volksnahrung zu wie in Holländisch- und Englisch-Indien und in der übrigen Südsee. Durch Einwickeln in abgeschnittene Blätter der Palme suchen die Kanaken die lockenden gelben Fruchttrauben vor den naschhaften Papageien und fliegenden Füchsen zu schützen. An einem hohen, durch den Unrat der Tiere völlig entlaubten Baume sahen wir später eine Schar dieser Fruchträuber wie Beutel niederhängen. Tagsüber schlafen sie, und nachts fliegen sie auf ihre verheerenden Beutezüge in die Obstpflanzungen.

Im botanischen Garten endlich fanden wir neben all den schon in den Versuchspflanzungen angetroffenen Bäumen und Sträuchern eine Überfülle einheimischer und eingeführter Nutz- und Zierhölzer. Zunächst fesselten uns die Gewürzpflanzen; Zimmet-, Nelken- und Muskatdüfte erfüllten die Luft. Um den Pfefferbaum rankte sich die gelbweiß blühende Vanille; Balsaminen und Gewürzlilien wuchsen zu Füßen hoher schlanker Fächerpalmen, der Palmyra und der Kittulpalme aus Indien. Der Boden war teilweise mit Mimosa pudica überwuchert; wo der Fuß hintrat, schloß die empfindsame Pflanze ihre Blätter und sah wie abgestorben aus. Kokasträucher, die uns das schmerzstillende Kokain schenken, breiteten sich neben anderen Heilpflanzen aus. Tamarinden, Ananas und Apfelsinen waren versuchsweise eingeführt und angepflanzt worden; einheimisch war nur eine wilde Limonenart mit kleinen sauren Früchten, die mir die Tränen in die Augen trieben.

---

[1]) Artocarpus integrifolia.

[2]) Der echte Affenbrotbaum (artocarpus inlisa) mit der großen nahrhaften Frucht fehlt im Bismarck-Archipel gänzlich.

Da wendete ich mich lieber den farbenprächtigen Orchideen und den eigenartigen Insekten fressenden Blumen zu. Thunbergien mit violetten Glocken, Begonien mit orangefarbigen Blütentrauben und die bunten Sternenblüten der Klematis kletterten an den tropischen Baumriesen empor. Ganz umsponnen von starken, kabelartigen Lianen und rankenden Schlinggewächsen, mit seinen Gefährten zu einer grünen Wirrnis vereinigt, verschwand auch der mächtigste Baum als Einzelwesen. Von den Kronen solcher Baumgemeinden hingen fast mannslange, handbreite Schoten, die Früchte der Riesenhülse einer starkstämmigen Liane. Die darinsitzenden platten, rotbraunen und bohnenförmigen Holzsamen lassen sich aushöhlen und zu Zündholzschachteln verarbeiten. Schon in Australien waren mir solche wasserdichte Schachteln angepriesen worden.

Plötzlich fühlte ich mich festgehalten. Einer der langen, mit starken Widerhaken versehenen Ausläufer einer Rotangpalme hatte meinen Schutzschleier so fest gepackt, daß nur ein scharfer Riß uns wieder trennen konnte. Auf diese Weise haken sich die oft beträchtlich langen und dicken Pflanzenseile an den Blättern und Zweigen der Bäume fest, um von dort aus sich noch weiter zu ranken. Sie liefern das geschätzte Material für die Rohrplattenkoffer. Die im Schutzgebiet ansässigen Deutschen prägten für diese spanischen Rohre die Bezeichnung „Buschadvokaten", weil sie das Ein- und Vordringen in den Wald und in das Innere des Landes erschweren.

Schlimmer als mir erging es dem Engländer, der sich an einer heimtückischen Hülsenfrucht, die er ahnungslos berührte, die Finger verbrannte. Diese Strand-Brennhülse trägt rote Haare, die wie Nesseln jucken. Vor dem Berühren des Ameisenbaumes, einem harthölzigen Muskatbaum, der kampfbereite Ameisen beherbergt, warnte uns unser freundlicher Begleiter noch zeitig genug. Die schlauen Tierchen höhlen sich die Anschwellungen der Zweige zu glatten Wohnungen aus und nisten sich da mit ihren Milchkühen, den Blattläusen, ein.

Einen drolligen Anblick gewährten die auf hohen gewundenen Luftwurzeln sich aufbauenden Stelzenbäume, die Pandanusarten. Ihre harten Schwertblätter versorgen die Insulaner der ganzen Südsee mit einem dauerhaften Flechtmaterial für Dächer, Matten, Körbe, Röcke, Tanzschmuck und dergleichen. Unter den verschiedenen Arten

dieser Stelzbäume fiel mir eine mit kopfgroßen Früchten besonders auf. Zu den Baumsonderlingen zähle ich auch den australischen Flaschenbaum, sowie die Madagaskarpalme, auch Baum des Wanderers genannt, deren Blätter, auf zwei Seiten des Stammes angewachsen, einen riesigen Fächer bilden.

Zu Wäldchen und Gruppen vereinigt, standen die Bäume des Neu-Guineabusches: die vielen Feigenbäume, die hochstämmigen Eukalypten, die wunderschönen Araukarien, die Dammarfichten und die Farnbäume; ferner als Vertreter des Küstenwaldes die Strandkastanien und -mandelbäume. Daneben dehnten sich kleine Papyroshaine aus, und Riesenbambussträuße reckten sich dem blauen Himmel entgegen. Auch die vielen ausgezeichneten und beliebten Möbelhölzer waren schön vertreten; Mahagoni- und Ebenholzbäume, die duftenden Sandelhölzer, der eisenharte Teakbaum, sowie das prächtige Strandschönblatt fehlten nicht.

Dieses, eine lederartiges glänzendes Laub und schöne Blütenrispen tragende Kalophilienart, trafen wir später in Kaiser Wilhelmsland als wirkungsvollen Alleenbaum an. Sein rotgeflammtes Holz hat sich durch seine Dauerhaftigkeit und Schönheit rasch einen Platz in der Innenausstattung errungen. In den Gesellschaftsräumen einiger Lloyddampfer ist es mit Erfolg zu geschmackvollen Einrichtungen verwendet worden. Dem Papua war der Baum längst bekannt und wertvoll; die kugeligen Steinfrüchte lieferten ihm ein willkommenes Öl zum Einreiben des Körpers, und aus den Stammwunden gewann er ein gelblichgrünes Harz, das Takamahak, zum Dichten seiner Kanu.

Gleich nützlich als Gemüse und als Gefäße konnte er die verschiedenen Kürbisse verwerten, von denen der botanische Garten eine schöne Anzahl in allen erdenklichen Gestalten aufwies. Unmöglich kann ich alles aufzählen, was ich gesehen habe, wie es mir denn überhaupt unmöglich war, alles zu erfassen, was unser liebenswürdiger Führer uns erzählte und erklärte. Ich erinnere mich vielfarbig blühender Sträucher und Pflanzen, sowie einiger wohlriechender, weißlicher und gelblicher Gardenien, ferner eines kleinen Bäumchens mit übermäßig großen Blättern und rosa Rispenblüten, die die Luft mit feinem Veilchenduft erfüllten. Diese Blüten hatte ich schon vorher in den Armbändern der Eingeborenen bemerkt.

Der zum Teil noch junge Garten bot uns eine gute Übersicht der einheimischen Pflanzenwelt und der eingeführten Nutzhölzer und -gewächse. Doch vermißte ich die Teiche mit der schönen Süßwasserflora, den Lotos und Seerosen, die den tropischen Gärten den größten Reiz verleihen.

An Wasser dazu fehlte es nicht; ein munterer Bach stürzte sich in hübschem Fall von einem hohen Felsen, durchfloß zuerst eine malerische, mit dichtem Urwald bestandene Schlucht und darnach den Garten. In und hinter dem Tobel fanden wir alle die vorerwähnten lianenumwundenen Baumriesen mit dem Orchideenschmuck in den Astgabeln. Herrlich ging es sich in dem grünen Dickicht, das die Sonnenstrahlen nur vereinzelt zu durchdringen vermochten. Aber der papuasische Busch kam mir düster vor; ihm fehlte das muntere Leben der indischen Dschungeln, wo die drolligen Affen und die zierlichen graubraunen Eichhörnchen stets für Unterhaltung sorgen. An ihrer Stelle huschten hier buntschillernde Eidechsen an den Stämmen entlang; auch der Fuß schreckte die eine oder die andere aus ihrer beschaulichen Ruhe im gefallenen Laub auf. Tauben girrten in den Baumkronen, ab und zu glänzte ihr helles und buntes Gefieder durch das Grün; an Palmfrüchten und Muskatnüssen boten ihnen der Wald und der Garten reichliche Nahrung. Sperlingsgroße Schmetterlinge mit tiefschwarzen Vorder- und smaragdgrünen, gelbgetupften Hinterflügeln schwebten über den Blüten. Kleinere Arten wetteiferten mit der Blumenwelt an buntem Farbenglanz und Schimmer. Unser Führer machte uns auch auf die Schutzähnlichkeit (Mimikry) einiger Insekten aufmerksam. Wie dürre Äste lagen die Stabschrecken an den Zweigen des Strauches, während die Blattschrecken, die „fliegenden Blätter", täuschend in Farbe und Form das Laub eines Baumes nachahmten, der ihnen Obdach und Futter liefert. Ab und zu zwackten uns anderthalb Zentimeter große, gelbe Riesenameisen, von denen es stellenweise auf dem Boden wimmelte. Am merkwürdigsten erschienen mir aber die gehörnten Fliegen und am scheußlichsten die fast zwei Fuß langen giftigen Tausendfüßler, die sehr bissig sind. Wer wie ich schon an sich alles kriechende Getier haßt, wen schon als Kind der Anblick von Aalen, Raupen und Würmern mit Grauen erfüllte, dem verursacht die bloße Erinnerung an die blauen, rosenroten und grünen Würmer der Tropen Alpdrücken. Und erst die Eidechsen und Gecko im Schlafzimmer und die rattenfangende Schlange über der Zimmer-

decke! Es ist kaum Furcht, sondern ein tief wurzelnder Abscheu vor der Wurmform und vor der kriechenden Fortbewegung.

Schlangen erblickt man übrigens auch in den schlangenreichsten Ländern sehr selten; sie hören den beschuhten Weißen herankommen. Mit sehr wenigen Ausnahmen reißen sie ebenso schleunig vor ihm aus, wie die Durchschnittseuropäerin vor ihnen; nur gereizt, bei zufälliger Berührung, wehren sie sich durch Beißen.

Erbarmungslos stachen uns die durch unser Gehen im gefallenen Laub aufgestöberten Moskitos und gaben uns Gelegenheit, eine Eigentümlichkeit der dortigen Luft kennen zu lernen. Jeder einzelne Stich trug uns nämlich ein eiterndes, schwer heilendes Geschwürchen ein. Die kleinste Wunde eitert und heilt sehr langsam in Neu-Guinea. Das ist eine der Unannehmlichkeiten des Landes, die dem Ansiedler das Leben oft verbittern.

Noch eine liebliche Gabe des Landes lernten wir an jenem Morgen kennen — die Alang-Alangwiesen. Vom Wunsche beseelt, unsere Erfahrung und unser Wissen von Papuasien zu bereichern und bestrebt, uns alles „leibhaftig" vorzuführen, geleitete uns unser Freund in die Graswälder, die sich hinter den Pflanzungen gegen die Berglehnen zu ausdehnen. Diese schwer ausrottbaren Savannen verhindern die Urbarmachung des Bodens stellenweise gänzlich. Ein boy war herbestellt worden, um uns mit dem langen Buschmesser einen Pfad zu schlagen; denn ohne Messer kommt kein Mensch in dem mannshohen und scharfen Hartgras vorwärts. Doch war die Hitze fast unerträglich in dieser Wildnis; kein Windhauch machte sich bemerkbar, und der noch regenfeuchte Graswald strahlte die Wärme tausendfach wieder. Nach einiger Zeit gaben wir daher unserem schwarzen Kutscher Weisung, uns ins «house belong kai kai», ins Essenshaus, das heißt ins Hotel in Rabaul, zur Labung zu fahren.

Unterwegs erklärte uns Herr C. noch die auffallend schiefe Kopfform unseres Pfadhauers. Der Junge stammte von der Südküste Neu-Pommerns. Dort umwickeln die Mütter den Neugeborenen, Mädchen und Knaben, den Schädel oft mit Rindenstoff, um die natürliche Kopfform zu verunstalten. Nach etwa achtzehn Monate langem Binden ist der Spitzkopf erzielt, das Kind genügend und bleibend verschönert.

## Matupi:

### Sing-Sing, Tropennacht.

Am Nachmittag ruderten uns fünf Papuaboys in einem vom Norddeutschen Lloyd gestellten Boot nach der lieblichen Insel Matupi. Dort befindet sich eine bedeutende Niederlassung der Firma Hernsheim. Der Arzt und die zwei Fahrgäste des Prinzen Sigismund folgten der freundlichen Einladung des Verwalters, Herrn Th., zu einem Sing-Sing.

Als unser Schiffchen knirschend am Strand auffuhr, wurden wir von einer Schar brauner Kinder von allen Altersstufen empfangen; zutraulich näherten sie sich uns, wollten unsere photographischen Apparate tragen und wichen nicht mehr von unserer Seite. Aus diesem freien Benehmen konnten wir schließen — wenn wir es nicht wußten — daß Matupi schon lange Zeit von den Weißen bewohnt wird und sich sehr geordneter Zustände erfreut.

An geschützten Stellen am Ufer befanden sich mehrere Ausleger-Einbäume, sowie einige, aus drei zusammengebundenen Baumstämmen gebildete Flöße, sogenannte Catamaran. Unweit davon lagen auf einem Gestell, teilweise mit Kokosblättern bedeckt, länglichrunde Fangkörbe. Sie sind so kunstreich und schlau zusammengefügt, daß die Fische leicht hinein-, aber nicht wieder hinausschwimmen können. Die Papua arbeiten diese Senkreusen sehr sorgfältig aus feingespaltenen Bambusstreifen, die sie mit Rotangschnüren zusammenbinden; sie stellen sie in zwei verschiedenen Größen her, je nachdem die Fallen für Riff- oder Hochseefische bestimmt sind.

Schon in Rabaul waren mir an Stangen befestigte Laubbündel aufgefallen, die auf dem Wasser zu schwimmen schienen und sich doch nicht weiter entfernten. Das waren die Kennzeichen der einfachen, aus zusammengebundenen Bambusstäben oder einem Holzklotz bestehenden Bojen, welche die Senkstellen der mit Rotangtauen und Steinen verankerten Reusen anzeigten. Ab und zu fuhr ein Mann in einem Kanu hinaus, um die gefangene Seebeute heimzuholen.

Die Hochseefangkörbe sind viel größer als die etwa ein Meter langen Riffreusen, die wir in Matupi antrafen. Ihre Herstellung erfordert viel Zeit und große Geschicklichkeit; die Vollendung bietet denn auch dem festes- und essensfrohen Volk Anlaß zu einem Schmause, den die Frauen zubereiten und zum Festplatz bringen müssen. Teil

**Kinder von Matupi mit Fischspeeren in der Hand.**
Beachtenswert: Die unverhältnismäßig dünnen Glieder.
Im Hintergrund: Senkreusen.

haben sie weder am Fest, noch an der vorhergehenden Arbeit. Die Berührung durch eine Frau bringt dem Kanu Unglück, macht die Fanggeräte untauglich, kein Fisch beißt mehr an oder schwimmt in die Reuse. Daher sind alle diese Gegenstände tabu für das weibliche Geschlecht, das auch die Bootsplätze bei schwerer Strafe zu meiden hat. In der Neuzeit ist dieser Aberglaube etwas zurückgegangen, in den vorgeschrittenen Teilen der Gazella-Halbinsel überlassen die faulen Herren jetzt gerne das Knüpfen der Fischnetze den Gattinnen. Wie stets wurde auch darin eine Ausnahme für die white fellow Mary, die weiße Frau, gemacht. Ich durfte in dem fortschrittlichen Matupi ruhig die Reusen betrachten und abknipsen.

Fast jeder unserer kindlichen Begleiter hielt einen kleinen Fischspeer in der Hand; doch wollte keiner den seinen verkaufen oder vertauschen. Sie führten uns durch das wie ausgestorben daliegende Dorf. Nur einige schwarze dickköpfige Schweinchen und heulende dingoähnliche Hunde waren zurückgeblieben, alle übrigen Insassen

schienen sich zum Tanzfest begeben zu haben. Die Hütten, zierlich aus Palmblättern geflochten und überragt von zwei- oder dreiteilig geschweiften Dächern, erinnerten auffallend an den malaiischen Baustil.

Es war eine Freude, durch die reichbebaute grüne Insel auf eine kleine Anhöhe zu wandern, über die sich ein prächtiger Palmengarten ausbreitete, in dessen Mitte sich das Landhaus unserer Gastgeber erhob. Die reizende junge Frau empfing uns aufs liebenswürdigste. Im Schatten mächtiger Bäume ließen wir uns in Gesellschaft einiger deutscher Damen nieder. Eifrige, etwa zwölfjährige Papuaknaben reichten uns Erfrischungen. Die Kanakenboys sind, wie uns die Damen erzählten, nicht gerade sehr anstellige, aber um so willigere Diener. Es machte mir Vergnügen, ihrem oft etwas ungeschickten Treiben zuzuschauen. Einer öffnete nur mit größter Anstrengung eine Weinflasche, das Drehen des Zapfenziehers schien ihm riesigen Spaß zu bereiten; er drehte vorwärts, rückwärts, wieder vorwärts, zog daran und schüttelte den Wein jammervoll.

Durch eine Lichtung zwischen den schlanken Palmen genossen wir einen weiten Blick über das blaue Meer. In langen Zügen kamen die Wellen angezogen, brachen sich zu Füßen der mächtigen Palmen, die stellenweise bis zum Ufer hinabgestiegen waren, oder rollten über den sandigen Strand hinauf und ließen beim Zurückweichen schöne Muschelgaben liegen. Drüben auf der Gazella-Halbinsel ragte der Ghaie empor; seine halb eingestürzte Kraterwand war deutlich erkennbar. Den kahlen gelbgestreiften Flanken entstiegen unausgesetzt weißliche Dämpfe. Auf einem der mächtigen ausgefransten Blätter einer Kokos schaukelte sich ein blendendweißer lärmender Kakadu, den Reiz des schönen Tropenbildes erhöhend. Plötzlich kam der prächtige Vogel auf uns zugeflogen und setzte sich mir auf die Achsel. Er schien eine merkliche Vorliebe für weiße Frauen zu haben, alles Locken nützte den Herren nichts, er blieb bei dem fremden weiblichen Gaste und spielte mit dem Korkhut, der mehrere Abdrücke seines starken Schnabels erhielt. Es war ein zahmer, der Herrin des Hauses gehörender Brillen-Kakadu. Eine breite Haube zierte den Kopf, die Spitzen der längsten Federn glänzten gelb, um die Augen zogen sich breite blaue Ringe, die Merkmale seiner Art. Ebenso plötzlich, wie er gekommen, schwang sich der lebhafte Vogel wieder in die Luft, nicht ohne mir ein Andenken in Form eines kräftigen Schnabelhiebes in der Hand zu hinterlassen.

**Matupigreis mit echtem weißem Haar.**

Unterdessen hatte sich auf dem freien, von einigen schönen, hochrot blühenden Korallenbäumen eingerahmten Platze hinter dem Wohnhaus eine große Menge Eingeborener versammelt. Ein alter Mann führte sie an. Dank eines verwaschenen, weißen, europäischen Tropenanzuges fühlte er sich als «black fellow white man». Noch stolzer machte ihn aber das Recht, die Häuptlingsabzeichen, einen Stab mit Silbergriff und eine alte Postmütze, tragen zu dürfen. Die Deutschen suchen, wie erwähnt, nach dem Beispiele der Holländer in Java, die Eingeborenen durch die einheimischen Stammältesten zu regieren, die sie an Stelle der fehlenden eigentlichen Häuptlinge zu solchen ernennen. Dieser alte Matupimann besaß als Zeichen seiner Würde auch ein «white man house», d. h. eine mit Fenstern versehene Bretterhütte, die ihm der Vertreter der Firma erbaut hatte und die sein höchstes Glück bedeutete.

Im bunten Durcheinander bewegte sich die ganze Dorfbewohnerschaft und wohl auch noch Gäste von der Gazella-Halbinsel auf dem Festplatz. Alte, jüngere und kindliche Papua standen und lungerten umher, darunter ein uralter Mann mit weißem Zottelhaar und einem das Gesicht einrahmenden Bart. Weißhaarige Greise sieht man in Papuasien sehr selten.

Mir fiel auch der Kinderreichtum auf, der alle Geschichten vom Aussterben der Rasse, von großer Kinderlosigkeit Lügen zu strafen schien. Die Kleinsten sahen allerdings nicht gesund aus; viele hatten häßliche offene Wunden und Geschwüre, besonders an den Augen und Lippen. Andere dagegen schienen sich wohl und munter zu fühlen.

Sie zappelten fröhlich mit, als der Tanz endlich anfing, viel zu spät für unsere Apparate, unter denen sich sogar ein kinematographischer Apparat befand, der für den Norddeutschen Lloyd abgekurbelt wurde.

Wir genossen das Schauspiel eines Frauentanzes und zweier Männertänze. Alle drei wurden von einer langen Reihe hintereinander stehender Paare getanzt und bestanden in der Hauptsache aus wohlabgemessenen Arm-, Fuß- und Körperbewegungen, die genau und taktmäßig ausgeführt wurden. Sie zeugten für das hervorragende Taktgefühl und den feinen Sinn für Bewegungsschönheit, die alle Südseerassen auszeichnen.

Gerade bei den Papua kann man füglich von einer Tanzleidenschaft reden. Tanzen geht alt und jung über alles; nächtelang vergnügen sich die Leutchen an einem Sing-Sing, und ganz kleine Kinder tanzen fehlerlos mit. Trommelmusik begleitet die Tänze. Bei den Frauenreigen bearbeiten ältere Weiber, für die tanzenden Jünglinge ältere Männer die sanduhrförmigen Trommeln. Sie sind an einem Ende mit Schlangen- oder Leguanhaut bespannt, auf der durch Fingerschläge die Töne erzeugt werden. Das Holzgestell trägt oft reichgeschnitzte und gemalte Ausschmückung. Diese eigentlichen Tanztrommeln scheinen jetzt sehr hochgehalten zu werden; die Trommler geben keine mehr ab. Es gelang auch uns nicht, trotz der freundlichen Bemühung von Herrn und Frau Th., ein Stück von den Matupileuten zu erhalten. Neben diesen kunstreichen Sanduhrtrommeln sind einfache kleine Schlitztrommeln aus Bambus gebräuchlich; sie gleichen den großen Signaltrommeln, die jedes Dorf und jedes Gehöft besitzt. In mühsamer Arbeit höhlen die Papua einen großen Holzblock vermittelst einer länglichen Öffnung aus und entlocken ihm hernach mit einem langen Stock laute dröhnende Töne. Besondere Trommelweisen zum Nachrichtendienst sind allgemein bekannt und werden von Gehöft zu Gehöft, von Dorf zu Dorf, weitergegeben. Auf diese Weise vermögen die einzelnen Familien und Sippen unter sich, aber auch entferntere Dorfschaften sich wichtige Mitteilungen, wie das Nahen eines Feindes und ähnliches, rasch zuzutrommeln.

Unsere Tanzenden begleiteten das dumpfe Trommeln der Zuschauer mit einem taktmäßigen, den Bewegungen genau angepaßten plärrenden Singsang. Sie boten ein eigenartiges farbenreiches Bild;

denn sie trugen reichen Festschmuck. Die meist noch jungen Tänzerinnen hatten über ihre mehrfarbigen Lava-Lava und Jäckchen [1]) die ursprünglichen Faserkragen und -röcke angezogen, sich das Haar mit einzelnen glutroten Malven oder kleinen Blumenkränzen besteckt und sich auch die Arme und Fußknöchel mit Blumen umwunden. Lange Halsketten aus glänzenden Hiobstränen hoben sich hübsch von der braunen Haut ab. Ein einheitlicher Beinschmuck bestand aus einem breiten grüngefärbten und mit weißen Querstreifen bemalten Faserband. Jede Teilnehmerin hielt in der Hand ein am oberen Ende weiße Flaum- oder Baumwollbüschel tragendes Stäbchen, mit dem sie mehr oder weniger zierliche Bewegungen ausführte. Die Tänze dauerten für unseren Geschmack ermüdend lange, weil jede Tanzfigur sich so oft wiederholte, als Paare, mindestens dreißig, am Reigen teilnahmen; denn das letzte stellte sich jeweils nach Beendigung einer Figur als Vortänzer an die Spitze des Zuges.

Noch phantastischer geschmückt als die Mädchen traten die Männer auf. Die erste Gruppe hatte den roten Lava-Lava mit einem naturfarbigen Faserrock bedeckt, einen grünen Halskragen dazu gewählt, sowie als Kopfschmuck einen zierlichen Kranz aus weißen oder weiß und grauschwarz miteinander abwechselnden Flaumbüscheln und Baumwollflocken. In den geflochtenen Armbändern und Muschelringen steckten ganze Bündel wohlriechender Kräuter und blauer Blumen; Hände und Füße zierten Blütenkränze. Am ersten Männertanz nahmen auch zwei ganz kleine Buben teil, die mit großem Ernste sich bemühten, jede Bewegung richtig auszuführen. Sie wurden von den hinter ihnen tanzenden Erwachsenen freundlich angewiesen, wenn es irgendwie haperte, was aber kaum vorkam. Die unter den Zuschauern stehenden Eltern schienen sehr stolz auf die mitwirkenden Jungen zu sein und munterten sie durch freundliche Zurufe auf. Wie uns unsere Gastgeberin erzählte, reihen die Papua die kleinen Kinder absichtlich ein, damit sie möglichst frühzeitig richtig tanzen lernen.

Am eigenartigsten wirkte der dritte Tanz. Die daran beteiligten Tänzer hatten sich Kopf und Oberkörper grünlich angestrichen, darüber rote Striche gezogen, ferner das Innere der Ohrmuscheln grellrot beschmiert, um die Augen breite ockergelbe Ringe gemalt. In dem

---

[1]) Die Matupileute sind in der Mehrzahl Christen.

dicken Haarwulst steckten farbige Blumen oder schwarzweiße Flaumbüschelkränze, überragt von einem hohen vielfarbigen Federaufbau, der von dünnen Bambusstäben festgehalten wurde. Sehr hübsche Gewinde von zartvioletten Glockenblumen hingen von den Schultern und kreuzten sich auf der Brust; ihre Enden fielen auf die der Breite nach rot, weiß und grün gestreiften Faserröcke nieder. Unter diesen wiederum guckten die weißgeringelten Beine hervor, die an den Knöcheln reich mit farbigen Fasern, Federn, europäischer Wolle und auf Schnüren aufgereihten Muscheln behangen waren. Auch in der Hand trugen die Tanzenden ähnliche Muschelrasseln, die im Takt geschüttelt wurden. Von den Trochusringen an den Armen hingen Wollzotteln nieder. Bei diesem Tanze fiel ein Vortänzer auf, der in der Mitte des Zuges mit Eifer seines Amtes waltete. Er unterschied sich von seinen Genossen durch den unbemalten, aber öltriefenden Oberkörper und das schwarz beschmierte, weiß getupfte Gesicht. So abenteuerlich und seltsam der Anblick der greulich angestrichenen Männer auch war, ihre Tänze erschienen mir doch nicht wild und dämonisch, wie Kriegstänze der Samoaner, die ich in Apia gesehen hatte. Dort steigerte sich die Tanzlust schließlich zu glühender Leidenschaft und rasender Wildheit, hier blieb es immer bei den taktmäßig abgemessenen Bewegungen.

Diese bunten Männer- und Frauengestalten, tanzend und einen eintönigen Gesang leiernd, die vielköpfige Zuschauermenge, kauernd und lebhaft Beifall bezeigend, die Trommelschläge, bald dumpf, bald dröhnend, der Palmenhintergrund, durchstrahlt von der sinkenden Abendsonne, das funkelnde Meer, fernab sich dehnend und bebend, die wenigen hellgekleideten Europäer, angeregt sich unterhaltend oder mit den Schwarzen radebrechend — das alles vereinigte sich zu einem unvergeßlichen Eindruck und Erlebnis, zu einem fesselnden Schaugepräge von fremdländischem Reiz.

Dann galt es, Abschied zu nehmen von unseren liebenswürdigen Gastgebern. Gerne wäre uns die junge Frau nach der Heimat gefolgt; denn das Leben der Ansiedlers-Gattin in Neu-Guinea und im Bismarck-Archipel ist kein leichtes. Viel Arbeit gibt es daselbst zu verrichten, die zu Hause geschulten Dienstboten überlassen bleibt. Hier draußen fehlen sie gänzlich. Die Papuaboys sind wohl dienstbereit, aber weder gelehrig, noch zuverlässig, noch sauber. Ein

chinesischer Koch ist auch nicht immer erhältlich und sehr teuer, da er von Hongkong aus mitgenommen werden muß. Trotz Chinin und zweckentsprechender Lebensweise packen Fieberanfälle ab und zu Männer und Frauen. Diese leiden überhaupt sehr unter dem heißen Klima. Die Weltabgeschlossenheit lastet oft fast unerträglich auf ihnen; das Heimweh läßt sich nicht immer erfolgreich bekämpfen. Der Gatte, der tagsüber auf den Pflanzungen oder im Geschäft weilt, kommt fortwährend mit anderen Herren zusammen, weil sich auf jeder Besitzung mehrere Europäer befinden. Die Frauen aber wohnen meistens meilenweit auseinander und sind während der Arbeitszeit ganz allein auf sich angewiesen. Nur der Postdampfer bringt regelmäßig alle vierzehn Tage Abwechselung, wohl auch vorübergehende Gäste, ferner die neuesten Erscheinungen des Büchermarktes, deutsche, französische und englische Zeitschriften. Sie sind Lebensbedürfnis für die Menschen dort unten, denen sie Kunde bringen vom Leben und Streben der Abendwelt. Rasch schließt man sich da draußen aneinander an; ein ausgeprägtes Gefühl der Zusammengehörigkeit verbindet die Weißen jeder Nationalität. Auch der durchreisende Weltbummler wird davon erfaßt. Wie altbekannte Freunde trennt man sich nach kurzem Beisammensein; man weiß, man trifft sich niemals wieder.

Lange noch winkten wir vom Motorboot aus zurück, als wir über die leichtgekräuselten Wellen Rabaul zufuhren. Die feinen Schachtelblätter der Kasuarinen, die dichten Büschel der Grasbäume, die schöngefiederten Blätter der Kokos zitterten leise im Abendwind und hoben sich fast schwarz von dem glutreichen Himmel ab, bis nach und nach alles von Dunkelheit umsponnen wurde und Matupi hinter uns versank.

Rasch löst die Nacht den Tag ab in der Nähe des Äquators; keine trauliche lange Dämmerung folgt dem Sinken des Tagesgestirns, das oft jäh, in einem letzten grellen Aufblitzen weit draußen in der allbewegten See zu erlöschen scheint. Dafür flammen am Südhimmel blendende Leuchtfeuer auf, das unendliche Heer seiner Sterne. Verschwunden sind unsere allbekannten nächtlichen Begleiter, die mildblinkenden nördlichen Sterne: der Polarstern, die Leyer, der Fuhrmann, die Cassiopeia und wie sie alle heißen. An ihre Stelle sind funkensprühende Südsterngebilde getreten wie die goldene Krone, das Schiff, die Jungfrau, das falsche und das echte strahlende südliche Kreuz. Es blitzt, funkelt und glitzert durch die geheimnisvolle Nacht.

Viel reicher sternebesät scheint der Himmel zu sein als in der Heimat; denn der Lichtschimmer ist in dem tiefen Schwarz und der reinen Luft viel größer und ausgedehnter. Auch die Milchstraße hat sich verändert; wie leuchtende Wolken zeigen sich Nebelflecken und Strahleninseln, die wir im Norden nicht erblicken können. Und selbst der gute alte Mond stellt unsere nördliche Schulweisheit vom ☾ (A) und ☽ (Z), der ab- und zunehmenden Sichel, auf den Kopf. Es geht hier „anders rum"; der wachsende Halbmond schwebt verkehrt am Himmelszelt und bildet ein ☾. Staunend schaut das Auge diese gänzlich neuen und fesselnden Himmelswelten. Nicht genug, daß tagsüber ein überraschender Eindruck den anderen jagt, auch die Nacht erschließt dem Südseefahrer stets frische, unerschöpfliche Wunder und Schönheiten.

# Fahrt von Neu-Pommern nach Kaiser-Wilhelmsland.

Als ich am folgenden Morgen wieder auf Deck stieg, befanden wir uns auf hoher See, denn der Prinz Sigismund hatte in nächtlicher Fahrt die Gazella-Halbinsel umfahren. Zu unserer Rechten türmten sich hohe Bergmauern, das Baining-Gebirge, das den westlichen Abschluß dieser Halbinsel bildet. Dort haust ein eigenartiger Menschenschlag, vermutlich die Nachkommen der Urbevölkerung der nördlichen Teile Neu-Pommerns. Ob sie durch vulkanische Ausbrüche oder durch das Vordringen der die Küste besiedelnden Einwanderer in diese Bergabgeschiedenheit gedrängt wurden, läßt sich kaum mehr sicher feststellen. Ihre Lebensweise ist noch ureinfach, ihre geistigen Fähigkeiten sind gering, auch körperlich stehen sie ihren östlichen Nachbarn nach. Sie besitzen kein Muschelgeld, kennen den Tabu- und Duk Dukbegriff nicht, haben auch keine Seefahrzeuge. Ihr Hüttenbau ist höchst mangelhaft. Einzig die gutgeführten Taropflanzungen und ein wenig musikalischer Sinn lassen auf Spuren höherer Fähigkeiten schließen. Sie wurden denn auch stets entsetzlich von den übrigen Bewohnern der Halbinsel mißhandelt, die richtige Sklaven- und Kopfjagden nach den Baining veranstalteten. Großartige Menschenfleischschmausereien folgten diesen reichlich lohnenden Jagdzügen. Die Baining standen sogar in einer Art Untertanenverhältnis zu den Küstenbewohnern, denen sie Abgaben zahlten gegen die Erlaubnis, Salzwasser zum Kochen im Meer zu schöpfen. Bis vor kurzem war ihre Bergheimat noch gänzlich unbekannt, doch hat sich in den letzten Jahren die katholische Mission vom Weberhafen aus dort angesiedelt und sich um diese Gebirgsgegenden sehr verdient gemacht.

Wie ein Wandelbild glitt die Westküste Neu-Pommerns langsam an uns vorbei, trotz der Entfernung deutlich erkennbar die vorgelagerte Vulkaninsel Duportail (Namisoko oder Lolobau), sowie die drei hohen Feuerberge: die tätigen Vater und Südsohn und der erloschene Nordsohn. Sie überragen durch ihre Höhe eine ganze Kette teils noch arbeitender und teils völlig erkalteter Kraterberge.

Dann zog sich das Land zurück, bis wir die nördlichsten Teile der lang nach Norden sich ziehenden Villaumez-Halbinsel erblickten, die wie eine Reihe hoher, durch breite Meeresarme getrennter Inselvulkane aussieht. In der Tat war man jahrelang in diesem Irrtum befangen, bis endlich Herr v. Schleinitz, sowie S. M. S. Möwe die Halbinselform feststellten und nachwiesen, daß die vermuteten hohen Eilande durch niedriges Land verbunden sind. Sie bilden die Fortsetzung einer langen Reihe tätiger Vulkane. Diese beginnen an der Nordseite Neu-Guineas etwa beim 145. Grad mit der durch einen Krakatau-ähnlichen Ausbruch verhängnisvoll bekannten Vulkaninsel und ziehen sich über die Dampier-, Rich-, Long- und Rook-Inseln bis zur Westküste Neu-Pommerns und nach der Gazella-Halbinsel. Dort findet dieses feuerspeiende Insel- und Bergband seinen Abschluß in der Mutter- und Tochtergruppe.

## Die Französischen Inseln.

Villaumez, wo sich auch ziemlich bedeutende Geiser befinden, südöstlich lassend, steuerte der Prinz Sigismund unserem heutigen Ziele, den bergigen und dicht bewaldeten Französischen Inseln zu. Sie teilen sich in eine nördliche und eine südliche Gruppe. Ihre Einwohner zeichneten sich stets als tüchtige Schnitzler aus; viele der schönsten geschnitzten Schilder, Gefäße und Waffen, besonders Speere, die wir in den Museen bestaunen, stammen aus jenen weltverlorenen Eilanden. Leider ist die einheimische Bevölkerung durch eine verheerende Pockenseuche im Jahre 1897 fast gänzlich weggerafft worden; nur die Südinsel Mérite blieb verschont.

Das Innere der Inseln ist nur wenig erforscht; in den angebauten Gebieten jedoch liefern sie reichen Ertrag an Kopra. Nur acht Europäer bewohnen, als Händler auf die vier Eilande verteilt, den kleinen Archipel.

Wir wollten die größere der beiden Nordinseln, Deslacs oder Witu, anlaufen, die zwei gute natürliche Häfen besitzt. Beide sind ausgefüllte Krater, denn Deslacs ist wie die übrige Gruppe zum größten Teil wohl vulkanischen, zum kleineren Teil korallinischen Ursprungs. Ganz wunderschön ist das engere der beiden Becken, der Petershafen, in dem unser Schiff Anker warf, nachdem es glücklich durch die tiefe Einfahrt des vorgelagerten Korallenriffs in eine blaue Binnensee

geglitten war und von da in den eigentlichen Kraterhafen. Halbkreisförmig umstehen ihn die steil aus dem Wasser steigenden, jetzt dicht bewaldeten Wände, während die andere Hälfte, die eingestürzte, sich unter dem Wasser verbirgt und von Korallen besiedelt worden ist. Herrlich ist stets der Blick von den tiefblauen Lagunen der Südsee auf die weiße Brandung der schützenden Gürtelriffe, wo Welle sich um Welle in sprühendem Schaum auflöst, der wie ein in der Ferne funkelnder Silberkranz die Atolle[1]) und Wunderinselchen umsäumt.

An jenem Tage meinte ich zu träumen; es schien sich alles genau so zu erfüllen, wie ich mir in fernen Kinderträumen die Ankunft auf einer Kannibaleninsel ausgemalt hatte. Der Dampfer lag in einer ruhigen waldseeartigen Bucht vor Anker. Bis zum Wasser hinunter stieg der dichte, scheinbar undurchdringliche Urforst; keine Hütte, kein Feuerrauch, nichts deutete auf menschliche Ansiedelungen. Doch plötzlich, nachdem die Dampfpfeife einige Male ihre schrillen Töne in die lautlose Stille geschleudert hatte, fing es sich dort drüben an zu regen. Genau so wie die Bücher und mein Kinderkopf es mir geschildert hatten, erschienen am Strand nackte braune Gestalten, zogen unter den Bäumen versteckte Auslegerboote ins Wasser und fuhren lebhaft paddelnd auf uns zu. Bald konnten wir erkennen, daß fast jede Bootsspitze mit einem geschnitzten Vogel verziert war; an einer prangte ein Fischskelett. Wir hatten es höchstwahrscheinlich mit dem Totemzeichen der Kanubesitzer zu tun. Auf den ziemlich langen, aber sehr schmalen Einbäumen saßen manchmal bis elf Mann, die, das entsprach nun nicht mehr dem Buche und der kindlichen Träumerei, ohne Waffen, ohne Tauschsachen auf das big fellow canoe zusteuerten. Sie holten einige in Rabaul eingestiegene Plantagenarbeiter ab, die unseren Dampfer hier verließen. Jeder dieser eleganten schwarzen Herren besaß einen schönen Holzkoffer und einen europäischen Regenschirm! Sorgfältig wurden diese wertvollen Güter auf dem Kanu verstaut. Was für Schätze die Kisten wohl bargen? Die Kleidung dieser zweidrittel nackten Kerle beanspruchte doch wohl kaum so viel Raum!

Unterdessen war ein zweites Schiff im Hafen erschienen, die Korvette „Planet", die zum Schutze der Deutschen in der Südsee stand.

---

[1]) Atolle sind ringförmige Korallenriffe, welche eine Lagune mit oder ohne darinliegender Insel umsäumen.

**Französische Inseln.**
Auslegerkanu im Petershafen; unter den Insassen befinden sich einige Soldaten der Schutztruppe, kenntlich an den Mützen.

Sie hatte das Postschiff gesichtet, schickte ein Boot aus, um die Briefsäcke abzuholen; darnach dampfte sie wieder ab, um noch vor uns Friedrich-Wilhelmshafen in Neu-Guinea zu erreichen.

## Strafzüge. Die Schutztruppe.

Wir nahmen einen Regierungsbeamten aus Kaiser Wilhelmsland mit zwanzig Soldaten der Schutztruppe und seine Dampfbarkasse auf. Er kam von einer kleinen Aufsichtsreise und Strafexpedition zurück. Die verschiedenen, zum Schutzgebiet gehörenden Inseln werden von Zeit zu Zeit vom Gouverneur [1]) oder seinem Stellvertreter besucht. Bei diesem Anlaß bemüht er sich, Streitigkeiten zu schlichten

[1]) Es heißt heute im Schutzgebiet nicht mehr wie zur Zeit der Neu-Guinea-Gesellschaft auf gut deutsch: Kaiserliche Regierung und Landeshauptmann oder Statthalter, sondern Kaiserliches Gouvernement und Gouverneur.

und Ordnung zu schaffen, auch bestraft er, wenn's sein muß, Schuldige. Immer läßt er sich von einem Teil der Polizeitruppen begleiten; diese kleine Machtentfaltung ist nötig und wirkt Wunder. Sie verstärkt die Achtung vor der deutschen Schutzmacht und vor dem Richter, der Weiße wie Schwarze gleich behandelt und keine Übergriffe duldet. Sieht der mit einem ausgesprochenen Sinn für Recht und Gerechtigkeit begabte Papua, daß auch ihm ungestraft keiner ein Leid zufügen darf, ist sehr gut mit ihm auszukommen. Er unterläßt zunächst aus Furcht vor dem Gouverneur die Belästigung der Händler, gibt die Streitigkeiten mit dem schwarzen Dorfnachbar auf und bringt voll Vertrauen seine Klage dem Richter vor.

Unser neuer Mitreisender teilte uns einiges aus dem Leben eines Richters in Papuasien und eines Schutztruppenoffiziers mit. Seine mitgebrachten zwanzig Soldaten sprachen drei von einander völlig abweichende Mundarten. Die schon öfters erwähnte Sprachenzersplitterung ist manchmal schuld, daß Verbrechen ungesühnt bleiben. Immer noch finden im Innern der Hauptinseln und auf den abgelegenen Eilanden des auf eine große Fläche verteilten Schutzgebietes Fehden und Kämpfe der verschiedenen Stämme unter sich statt. Dabei kommt es denn manchmal vor, daß Besitztum von Europäern geschädigt, wohl auch einmal ein Weißer getötet wird, abgesehen von eigentlichen vorbedachten Mordtaten. Daraufhin geht ein Strafzug ab. Da man aber die Leute nicht verstehen kann, sich auch unter den Soldaten keine Dolmetscher finden, ist es oft ganz unmöglich, die Täter zu ermitteln und zu bestrafen. Will man nicht Unschuldige treffen und neue Verbitterung schaffen, muß man unverrichteter Dinge wieder umkehren.

Die Schutztruppen sind meistens aus Miokesen zusammengesetzt. Ursprünglich bezeichnete man mit diesem Sammelnamen die für Neu-Guinea angeworbenen Arbeiter, welche von dem zu Neu-Lauenburg gehörenden Inselchen Mioko stammten. Allmählich dehnte sich dieser Begriff als Bezeichnung aller Plantagen-Arbeiter und Soldaten, die aus Neu-Pommern, Neu-Mecklenburg und von der Salomoninsel Buka her bezogen werden. Einige stammen aus den allerschlimmsten Kannibalendörfern und -geschlechtern und haben selbst wohl manchen Menschenbraten verzehren helfen. Die Ausrüstung der „bewaffneten Macht" besteht aus dem roten Lava-Lava, einem Ledergürtel mit Patronentasche, dem Kavallerie-Karabiner, einer schmucken Khaki-

**Die „bewaffnete Macht".**

mütze — mehr braucht es nicht. Die Boys tragen zu dieser Uniform, auf die sie sehr stolz sind, ihren ursprünglichen Arm- und Beinschmuck und die unvermeidliche Tabakpfeife im Armband. Geht einer der Vorgesetzten neben seinen halbnackten, auf dem Boden kauernden Soldaten vorbei, so legen sie sorgfältig die Pfeife oder die Tarowurzel, an der sie gerade nagen, neben sich auf die Erde, nehmen Achtungstellung an, grüßen, kauern sich schleunigst wieder hin und setzen das unterbrochene Rauchen, Nagen oder Betelkauen wieder fort.

Die Truppe wird von einem deutschen Wachtmeister eingeübt und lernt auch die Waffe handhaben. Der Drill macht den braunen Jungen großen Spaß, das ist für sie eine Art Tanzbelustigung. Das gleiche habe ich bei den ebenfalls melanesischen Fidschianern beobachet. Diese Polizeisoldaten leisten im Frieden und im Kampf wertvolle Dienste, weil sie die einheimischen Sitten und Gebräuche kennen, durch deren unbewußte und ungewollte Verletzung viel Unheil entstehen kann. Im Busch dringen sie leicht vor, während die Weißen kaum durchkommen. Wird es einmal ernst, so gehen sie drauf wie

leibhaftige Teufel. Schießen sie nach der Scheibe auch noch so schlecht, im Kampfe fehlt kaum einer sein Ziel. So erzählt jeder, der je mit ihnen im Urwald gewesen ist. Die Regierung verwendet sie nebenbei auch als Wegbauer, Ruderer und Träger.

## Kaiser Wilhelmsland.

### Morgen in der Astrolabe-Bucht.

Am folgenden Morgen entstieg die Sonne am äußersten westlichen [1]) Horizonte feurig lohend dem gleißenden Meere. Beim Aufwachen besprenkelte sie erst Himmel und Wasser mit lodernder Glut und tollem, unglaublich grellem Farbendurcheinander; später enthüllte sie uns ein Landschaftsbild von hinreißender Schönheit. Freudefunkelnden Auges erblickte ich zum ersten Male die Zauberinsel der Südsee: Neu-Guinea, das noch halbverschlossene Wunderland, das in seinen unergründlichen Forsten, in seinen hochragenden Gebirgen wohl noch auf Jahre hinaus manch tiefes Geheimnis, viele naturwissenschaftliche Überraschungen schweigend und unnahbar vor den ewig Neues suchenden weißen Menschen birgt.

Der Prinz Sigismund durchfurchte die im hellen Morgenlichte sprühenden Wogen der weiten Astrolabe-Bucht, die sich von der Nordostecke Kaiser Wilhelmsland bis zur Maclay-Küste dehnt. Dort hinter den schmalen Uferebenen türmten sich wildzackige Gipfel, das Finisterre-Gebirge, das sich in fünf Reihen mächtiger Bergzüge kulissenartig hintereinander aufbaut. Sie schlossen das schöne Bild vor uns zur Linken ab. Rechts davon erhoben sich die sanftgeschwungenen Höhen der niedrigen Ortzenkette mit dem seltsamen Gebilde, dem Nasenberg, der dem Seefahrer als Wahrzeichen des Landes dient. Himmelanstrebende Bergriesen blauten zwischen diesen beiden Gebirgswällen; ferne Schneefirnen glaubte die Phantasie zu sehen; denn weißschimmernd und unermeßlich hoch schienen die Zacken und Spitzen sich zu recken. Wir hatten das seltene Glück, einige der gewaltigen, kühn geformten Felsenstöcke der Bismarck- und Krätketten zu erblicken, die weit über Jungfrauhöhe reichen, zeitweise sogar eine kleine Schneedecke tragen. Gewöhnlich hüllen schwere wetterdräuende Wolken

[1]) Auf der Südkugel geht die Sonne im Westen auf, steht mittags im Norden und geht im Osten unter.

diese Hochgipfel ein und geben dem ganzen Land ein düsteres und dunkles Aussehen. Neu-Guinea ist kein Sonnenland, wo ununterbrochen der Himmel blaut und lacht; gewaltige Regengüsse gehen in seinen hohen Gebirgen fast täglich nieder und fast immer ziehen Nebelschwaden an den schroffen Höhen entlang.

An jenem Tage wetteiferten Himmel und Meer in strahlender Bläue, in der reinen Luft war weithin alles klar und deutlich sichtbar. Neben und vor der Bergmasse des Ortzen breitete sich die vom Guru und Gogol durchströmte Niederung aus; teilweise von dichten Urwäldern, teilweise von ertragreichen Pflanzungen bedeckt. Rechts begrenzten sie dichtbewaldete Hügel, die Hansemannberge. Als Abschluß dieses vielgestaltigen Rahmens der Astrolabe-Bai entstieg in duftiger Ferne gen Norden ein mächtiger Vulkan den blauen Fluten, die Dampier-Insel.

Ein wundersamer Reiz der Unberührtheit lag über dem hinreißend schönen Rundbild; nirgends erinnerte etwas an den Menschen. Der Beschauer ahnte, wenn er es nicht wußte, daß die wenigsten dieser gewaltigen Berghäupter, dieser weit ausgedehnten Forsten jemals von einem weißen Fuß betreten worden sind. Wohl mögen in den tiefen düsteren Waldesgründen uns noch unbekannte Menschen, scheue Naturkinder hausen. Wohl leben in dem erforschten Küstengebiete Eingeborenen-Stämme und -Dorfschaften von ansehnlicher Kopfzahl, aber sie haben der Landschaft ihren Stempel nicht aufgedrückt in Form glänzender Städte mit steinernen Palästen, mit turmgekrönten Kirchen und sonstigen stolzen Kunstbauten. Auch die Spuren der weißen Anwohner bemerkten wir erst später, als das Schiff ganz nahe der Küste von Friedrich-Wilhelmshafen fuhr; doch die wenigen bescheidenen Häuser und Lagerräume zählten nicht viel, verglichen mit der ungeheuren Ausdehnung des Landes. Ergreifende Ruhe und tiefer Frieden lagen über dem großartigen Landbild sowohl als über der weiten wundervollen Bucht. Auf ihren tiefblau schillernden Wassern ruhten ungezählte Eilande, darunter, unweit der Mündung des Gogol, Bili-Bili, die Heimat der geschickten papuasischen Töpferinnen.

Durch ein Gewirr grüner Palmeninselchen hindurch schlängelte sich der Prinz Sigismund, darnach glitt er, begrüßt von den Klängen der Bordmusik des „Planet", zwischen der üppigen Insel Ragetta und der Halbinsel Schering hindurch in den schönen Friedrich-Wilhelms-

hafen. Dieses wertvolle natürliche Seebecken bietet den größten Schiffen genügend Raum und ausgezeichneten Schutz, es ist zudem von großer landschaftlicher Lieblichkeit. Vor uns im Hintergrund sahen wir wieder die schön geschwungene Kuppenlinie der Hansemannberge und die fruchtbare Ebene, im Vordergrund die Ansiedelung und die Werften. Rings um uns breitete sich die grüne Landzunge Schering, sowie ein Kranz größerer und kleinerer, teilweise mit Mangroven bewachsener Eilande aus; darunter erkannten wir bald die Kokosinselchen Ragetta und Siar und weiter draußen, gen Norden zu, die beiden bedeutenden Vulkaninseln Rich und Dampier.

## Ragetta.

Da es noch früh, erst sechs ein halb Uhr, war, suchten der Engländer, der Schiffsarzt und ich irgendeine Fahrgelegenheit nach Siar oder Ragetta, wo wir noch recht ursprüngliche und urwüchsige Papua anzutreffen hofften, „Naturzuständige", wie wir sie nannten. Es fehlte aber an Booten, da die Schaluppe des Vertreters des Norddeutschen Lloyds in Anspruch genommen war. Hinüber wollte ich, und sollte ich in einem schwanken Einbaum oder einer Kokosschale die Fahrt unternehmen oder schwimmen. Da kam mir die Mission zur Hilfe. Von Samoa aus war ich auf allen Schiffen stets mit einem deutschen Missionar zusammengetroffen, der mir u. a. auch erzählt hatte, daß er im Verkehr mit den Papua seines Bezirkes mit einer Küsten- und einer Bergsprache annähernd auskommt. Hier an seinem Ziele angelangt und sich von mir verabschiedend, stellte er mir einen Kollegen, den Missionar von Ragetta, vor. Dieser lud uns drei Bootsuchenden freundlich ein, mit ihm nach der Insel hinüberzufahren und stellte uns das Missionsboot auch für die Rückfahrt zur Verfügung.

Rasch ruderten uns vier christliche Papuaboys nach dem lieblichen Eiland. Die Tabakstangen, die wir ihnen schenkten, steckten sie in die entsetzlich zugerichteten Ohrläppchen, die fast bis auf die Schulter niederhingen. Auch Zigaretten aus Eigengewächs mit einem Deckblatt aus Zeitungspapier hatten dort schon Platz gefunden. Die strammen Burschen trugen den roten Lava-Lava oder Lava-Lap, wie er in Friedrich-Wilhelmshafen auch genannt wird, sonst aber erfreuten sie sich keiner europäischen Zutat.

Die in Neu-Guinea wirkende Rheinische Mission (Barmen) vertritt im Gegensatz zu der australischen wesleyanischen und der deutschen methodistischen im Bismarck-Archipel den gesunden Grundsatz, daß man die Eingeborenen nicht an die für sie naturwidrige europäische Kleidung gewöhnen soll; daß der ursprüngliche kleine Bastschurz und der Faserrock vollständig genügen, um den Anstand zu wahren. Nacktheit bedeutet nicht unbedingt Schamlosigkeit. Gerade die Papua wachen eifersüchtig über ihre Frauen und Mädchen, die in Kaiser Wilhelmsland sich mehr bekleiden als die Männer. Viele Gebräuche und Sitten zeigen deutlich, daß es diesen natürlichen Menschen nicht an einem stark entwickelten Sinn für das Anständige und Schickliche fehlt. Die Barmer Missionare suchen denn auch die ursprünglichen Gebräuche und Sitten der Schwarzen möglichst zu erhalten, sofern sie nicht gesundheitsschädigend und gemeingefährlich sind; selbstverständlich bekämpfen sie besonders den schlimmsten Aberglauben. Sie suchen überhaupt erzieherisch auf die Kanaken zu wirken, sie zu nützlicher Feldarbeit heranzuziehen und tüchtige Handwerker aus ihnen zu gewinnen. Strickarbeiten der Mädchen und ähnlichen Unsinn haben wir da nicht gesehen, dafür gleich neben der christlichen Kirche Tabu-Zeichen.

Als unser Boot nach kurzer Fahrt das grüne, am Ufer mit dichtem Wald bestandene Gestade erreichte, sprang ich sprühend und zappelnd vor Ungeduld und hochgespannter Erwartung an Land. Mich umfing der volle Zauber der für uns Abendländer nun einmal über den Sonnenwelten der Südsee liegt, von dem wir uns nie ganz befreien können trotz aller Erkenntnis, daß der Name „Glücksinseln" ein trügerischer ist.

Wir hätten uns in einem riesigen Kunstpark wähnen können; denn der Wald war teilweise gelichtet und überall von Kanakenpfaden durchkreuzt. Zunächst kamen wir zu einem bis auf zwei oder drei faulenzenden Männern ganz verlassenen Eingeborenendorfe; die Bewohner weilten wohl alle auf den entfernten, teilweise auf dem Festland befindlichen Pflanzungen. Nachdem wir die Umzäunung durchschritten hatten, fanden wir uns inmitten einer Anzahl wahl- und planlos, kunterbunt durcheinandergebauter Hütten. Auf Pfeilern ruhte ihr mächtiges, aus Blättern der Nipapalme struppig gearbeitetes Dach. Die nie fehlende, ebenfalls auf Pfählen errichtete Plattform wurde von einem kleinen Vordach beschirmt. Einige Ge-

räte, Bambusröhren zum Wasserholen, geflochtene Körbe, Tontöpfe, Kürbisflaschen und rohgearbeitete Matten lagen auf ihr herum. Diese Gegenstände sahen wir aber von außen nicht, ein Randbalken wehrte allzu neugierige Blicke ab. Wir verstießen sogleich ein wenig gegen die guten papuasischen Sitten, indem wir die Hühnerleiter hinaufkletterten und ins Innere blickten. Die Papua unter sich betrachten es nämlich als ein Zeichen sehr schlechter Erziehung, wenn man seinem Nachbar in den Suppentopf guckt, d. h. das Papuahaus und -dorf genau besieht. Dem Weißen haben sie aber die „unanständige" Neugierde stets nachgesehen und ihm, sobald sie ihn besser kannten, gern alles gezeigt, was sie besitzen. So betrachteten auch wir ungestört und ungehindert einige der Pfostenhütten, in denen uns besonders das ureinfache, aus flachen Rindenstücken hergerichtete Bett auffiel. Auf dem darübergeschütteten getrockneten Laub schläft und ruht es sich wohl ebensogut wie auf einem Heulager in den Alpen.

**Ragetta.**
Eingeborener mit Stirnband aus Kuskuszähnen. Haus mit Vordach und Plattform.

Gehen konnten wir weder auf der Plattform, noch im Innern der Hütten, denn unsere schuhbewehrten Füße brachen sofort ein zwischen den lose zusammengefügten Bambusstäben. Nur kriechend war es möglich, vorwärtszukommen. Leider färbte der Boden ab, weil er „angefärbt" war von seinen Bewohnern! Viele der Neu-Guinealeute reiben sich den ganzen Oberkörper mit Ocker und Öl ein. Sie sind daher nicht waschecht, dafür regenscheu. Sonst aber

herrschte ganz leidliche Sauberkeit; keine Spur von üblem Geruch war zu bemerken. Im allgemeinen sorgen die Papua für Reinhaltung ihrer Dörfer. Nirgendwo in Papuasien findet man so schmutzstarrende und pestialisch riechende Dörfer wie in den Kulturländern Japan, China und Siam. Einige der schwarzen, dickköpfigen, kleinen Schweine trieben sich bei den kunstlos gebauten Pfostenhäusern herum. In einer der Hütten lagen ein Mann und ein Schweinchen, sanft und selig schlummernd, friedlich nebeneinander.

Ein nur mit einem Bastgürtel und viel Schmuck bekleideter Bewohner gab uns mit einigen verstümmelten deutschen Brocken Auskunft; es war ein früherer Missionsschüler. Wir bemerkten mit Vergnügen, daß er trotzdem wenig von unserer vielgepriesenen Kultur beleckt zu sein schien. Er wies uns zu einem Bootshaus, wo, sorgfältig mit Palmen und Matten bedeckt, zwei Kanu mit Schwimmern lagen. Zuletzt zeigte er uns den Pfad, der uns ans Ziel führen sollte. Als selbstverständlich nahm er es an, daß er einige Stangen Tabak zur Belohnung erhielt, die er ins Armband steckte. Darauf versorgte er seinen rotgefärbten entstellten Mund mit einem neuen Betel-Priemchen und kauerte wieder, teilnahmslos vor sich hinstarrend, im Schatten des Vordaches auf die Plattform einer Hütte nieder.

Gleich außerhalb des Dorfes stießen wir auf einen mit dem Tabu oder Tapuzeichen versehenen Brotfruchtbaum. Damit wollte sich der Besitzer wohl die Früchte sichern. Unweit davon auf einer freien sonnigen Stelle sahen wir Kokosnüsse an Stäben aufgehängt, einige mit jungen Trieben; sie werden auf diese Weise zum Keimen gebracht und hernach erst eingeflanzt.

Es war ein heißes, aber schönes Wandern im üppigen Tropenwalde; neuerdings zeigte sich uns die papuasische Pflanzenwelt, die wir schon in Rabaul im botanischen Garten und dem daranstoßenden Busch bewundert hatten. Doch machte sich hier eine anscheinende Armut an Blumen bemerkbar. Nur vereinzelte rote, gelbe und weiße Blüten unterbrachen das vorherrschende Grün. Überhaupt habe ich den Urwald nie so bunt gesprenkelt gefunden, wie man sich das in unserer Zone ausmalt. Wohl gibt es glühende Farben und Riesenblumen, aber die kommen nicht in Mengen vor, sondern sie verschwinden in dem ausgedehnten Laubmeer, auch blühen sie nie zu gleicher Zeit. Selbst die Orchideen, diese Wunderblumen der Tropen, finden sich nicht feldweise vor. Hoch oben in den Astgabeln der riesigen Bäume

versteckt, sind sie von unten oft gänzlich unsichtbar. In den tropischen botanischen Gärten, besonders in denjenigen in Britisch- und Holländisch-Indien, findet der Weltfahrer seine Sehnsucht nach der Blumenfülle der heißen Länder gestillt; dort steht alles schön beieinander in zahlreichen und auserlesenen Mustern. Der eigentliche Busch aber erscheint dem Beschauer zuerst blütenarm; die grüne Farbe ist fast ganz Alleinherrscherin. Doch wirkt sie nicht eintönig, denn sie entwickelt eine große Vielseitigkeit und Abwechslung in den Abstufungen vom hellsten, fast gelblichen oder weißlichen bis zum fast schwärzlichen Grün. An einigen Stellen gelingt es den beharrlichen Lichtstrahlen, das geschlossene Dickicht zu durchdringen; an anderen aber ist das Blätterdach so fest gefügt, daß kein hellerer Schein durchfällt. Dieser Wechsel von Licht und Dunkel gibt grüne Farbenspiele von großem Reiz. Doch fehlen auch die bunten Flecke nicht. Die vielen Vögel und Insekten bringen Leben und Glanz in das Bild.

Auch auf Ragetta umgaukelten uns einige Falter [1]), die ihre schimmernden vielfarbigen Flügel breit öffneten und stets von neuem unser Entzücken wachriefen; schillernde Fliegen schwirrten durch die Luft, in den Bäumen bemerkten wir viele schöne, graue und rote Tauben. Einige Male blitzten kleine kobaltblaue Vögel an uns vorbei, die wir aber nicht erkennen konnten. Aufmerksam gemacht durch eine leise Bewegung in einem niedrigen Gebüsch in der Nähe des Meeres, blieben wir alle regungslos stehen: richtig, da huschte ein langschnabliger Eisvogel heraus mit wundervoll schillerndem seegrünem Gefieder und einem schwarz-gelblichen Nackenband.

Eine liebliche Überraschung ward uns auf einer sonnenbeschienenen Lichtung zuteil. Winzige, bunt strahlende Vögelchen umzuckten wie feurige Blitze große langstielige Blumen. Niedliche Honigvögelchen, kleiner als die Schmetterlinge, vergnügten sich da im fröhlichen Spiele. Im Laufe der Wanderung fand ich eine schöne sterbende Taube mit einer Pfeil- oder Speerwunde; wir töteten das arme Tier — das war die einzige Jagdbeute, die ich auf meiner Reise gemacht habe.

Plötzlich hörten der Wald und das unbebaute Land auf; wir standen wie auf einer Brücke über der heranrauschenden See, die in

[1]) Der größte der Riesenschmetterlinge, der „Goliath", wird mit 200 Mark das Paar bezahlt; er kommt im Inneren von Kaiser Wilhelmsland viel vor, ist aber sehr schwer zu fangen.

stetem Anprall das Gestein völlig unterwaschen und ausgehöhlt hatte. Vor uns breitete sich die flimmernde Fläche blendend in dem Glaste der Tropensonne aus. Mühsam nur ging es sich auf dem scharfkantigen Boden, der aus Korallensand und lose zusammengehäuften =trümmern oder aus fest verkalktem =gestein bestand. Er richtete unsere Schuhsohlen übel zu. Eine reiche Tierwelt belebte die erstarrten und ausgestorbenen Korallengebilde. Ungezählte mannigfache Muscheltierchen, Seeigel, Einsiedlerkrebse und große grüne Krabben regten sich zu unseren Füßen; eßbare Würmer verkrochen sich in ihre Sandlöcher. Schon vorher hatten wir in einem brackigen Waldbächlein Riesenseesterne wahrgenommen; mit ihren dunkel= oder hellblauen oder gelben und schwarzen Zacken klammerten sie sich an den Steinen fest. Der Durchmesser dieser farbigen Sternwunder beträgt gut 30 bis 40 Zentimeter.

Die Hitze fing an, sich bedenklich bemerkbar zu machen, das Auge ertrug den Glast und Glanz des Wassers nicht mehr; so zogen wir uns wieder in den schattigen Busch zurück. Er ist von vielen Pfaden durchschnitten, die, wie uns der Missionar nachher erzählte, von den Eingeborenen gut unterhalten werden. Überall da, wo unter dem Einfluß der deutschen Verwaltung oder der Mission gesicherte Zustände und Friede herrschen, verbessern die Papua die Sträßchen oft aus freien Stücken und halten auch im Busch darauf, durch gangbare Wege ihre Siedelungen zu verbinden. Früher haben sie aus Furcht vor Überfällen den Pfadbau absichtlich vernachlässigt, dessen Wert sie nun erkannt haben.

Wir stießen bald auf ein größeres Dorf, begrüßt von häßlichen, erbärmlich mageren Hunden. Die papuasischen Hunde sind eine Abart des australischen Dingo, sie können nicht bellen, nur ohrenzerreißend heulen. Weder sie, noch die Schweine werden von den Papua gepflegt oder gefüttert, mit Ausnahme ganz junger Tierchen, die manchmal sogar von den Frauen gesäugt werden. Auch mästet man wohl vor Festen einige Schweine oder Hunde. Gewöhnlich müssen sie sich ihre Nahrung aus den Abfällen zusammensuchen, sie sehen daher auch stets jammervoll klein und abgemagert aus.

Die Dorfleute waren von ihren Morgenbeschäftigungen zurückgekehrt, die Männer vom Fischfang, die Frauen von der Landarbeit. Schon hier fiel mir die Kinderarmut auf. Mit Ausnahme von Säug=

lingen [1]) habe ich weder in Ragetta noch in Friedrich-Wilhelmshafen kleine Kinder gesehen. Einige mögen sich mit den Frauen, den Hunden und Schweinen bei unserem Erscheinen verkrochen haben, aber auffallend war das völlige Fehlen der Jugend doch. Auch in Ragetta zogen sich die meisten Frauen und Haustiere sofort scheu zurück, nur mehrere stattlich gewachsene Männer lungerten umher.

**Ragetta.**
Reichgeschmückte junge Frau im Grasrock aus zerschlissenen Pandanusblättern.
Bili Bilitöpfe. Dach aus Nipablättern.

Eine junge, mit reichem Brustschmuck behangene Frau ließ sich nicht im Kochen stören; sie bereitete das Essen in Bili-Bili-Tongefäßen, die sie vor der Hütte auf ein kleines Reisigfeuer gestellt hatte. Es war eine ganz hübsch aussehende Vertreterin des „häßlicheren Geschlechts", wie man von den Papuasierinnen füglich sagen darf. Ihr dichtes Faserröckchen aus fein zerschlissenen Pandanusblättern sah sehr gefällig und nett aus, fast wie ein Ballerinenröckchen. Die weißen Muschel- und Knochengehänge, die Armbänder, die Nasen- und Ohrringe nahmen sich auf der dunklen Haut gut aus. Ihre Trägerin zeigte sie willig der weißen Frau; sie ließ sich auch gerne mit Tabak beschenken und photographieren.

Mehr Mühe kostete es mich, zwei andere Frauen zu einem Gruppenbild mit Männern zu vereinigen. Die armen verschüchterten

[1]) Die Kinder werden bis zum dritten Jahr von der Mutter genährt.

**Dorfbewohner in Ragetta.**
Der äußerste Mann links geschnürt.

Weiber wurden von den eifersüchtigen Männern immer wieder auf die Seite gestoßen; sie konnten es gar nicht begreifen, daß wir gerade die Gattinnen sehenswerter fanden. Ganz energisch mußten wir ihnen auch bedeuten, den Frauen die geschenkten Tabakstangen zu lassen; immer wieder wurden sie ihnen entrissen. Schließlich kam das Bild zustande, worauf die weiblichen Teilnehmer sich schleunigst in die Hütten verzogen, wo sie wohl später den Tabak doch herausgeben mußten.

Männlein und Weiblein sahen noch sehr „naturzuständig" aus, Faserrock und Bastschurz bildeten die Hauptbekleidung; nur vereinzelt kam das baumwollene Lendentuch vor, und zwar mehr als schmückende Zugabe. Einer trug es wie eine Schärpe seitlich an seinem Bastgürtel, und ein anderer ließ es wie einen Mantel von seinen Schultern über den Rücken hängen. Er war so stolz auf diese Bekleidung, daß er uns auch bei der Aufnahme diese behangene Seite zukehrte. Den Mangel an Kleidung ersetzten die sehr eitlen Herren durch zahlreichen Schmuck. Auch das weibliche Geschlecht war in Ragetta, wie üblich in Kaiser Wilhelmsland, reich damit behangen, viel mehr als im

Bismarck-Archipel und besonders in der Gazella-Halbinsel; immerhin überwog die Freude am Putz und am Sichherausschmücken bei den Männern. Zierate aus Eberhauern, Muscheln, Kasuarknochen und geflochtenem Bast und Stroh baumelten von Hals, Ohren und Nasen herab, umschlangen Arme und Beine. Stirnbänder umwanden den von einem krausen Wollwulst gekrönten Kopf; manchmal steckte eine schmückende Feder oder ein mehrzinkiger Holzkamm in der dichten Mähne. Ab und zu kratzte sich auch einer mit dem praktischen Gerät, das aber hauptsächlich als Zierde und zum Lockern und Hochzupfen des Haares dient. Selbstverständlich wimmelt und krabbelt es in diesem Urwald von kleinen Bewohnern, die als Leckerbissen verspeist werden. Freunde lesen sich gegenseitig diese niedlichen Tierchen ab und stecken sie gleich in den Mund. Mir verschlug es fast den Atem, als ich das in Ragetta zum ersten Male beobachtete und bald darauf entdeckte, wie ein anderer eine Wanze aus einer Bambusritze holte und sich diesen Braten ebensogut schmecken ließ.

**Häuser und Eingeborene auf Ragetta.**

**Segelschiffe am Strande von Ragetta.**
Mattensegel, Takelage aus Bambus und Kokosseilen.

So ursprünglich die Leute und ihre Wohnungen auch aussahen, mit unverfälschten Naturmenschen hatten wir es doch nicht mehr zu tun. Sie waren zu oft schon mit den Weißen in Berührung gekommen, um noch ganz unverdorben zu sein. Auch waren sie viel zu geschäftskundig, um das geringste von ihrem Schmuck, ihrer Kleidung oder ihren Geräten gegen Tabak, Eisen, Messer oder Maultrommeln abzugeben. So leer wie wir gekommen, so leer zogen wir wieder ab. Mochten wir dies für uns auch bedauern, für die Ragettaleute selbst ist es kein schlechtes Zeichen. Es zeigt, daß sie den Wert ihrer arbeitsreichen Schmucksachen insofern haben schätzen lernen, daß sie diese nicht mehr verschleudern, um sie nachher durch eilig und schlecht gemachte Sachen zu ersetzen.

Die Insel wurde schon seit den achtziger oder neunziger Jahren von Siar aus durch die Rheinische Mission besorgt, die dort festen Sitz hatte. In den letzten Jahren siedelte sich diese Mission auch auf Ragetta selbst an. Es ist daher diesen Lehrern hoch anzurechnen,

daß sie die Leute in all den Jahren so wenig beeinflußt haben, was Bekleidung und Lebensweise anbetrifft. Sie scheinen auch harmlose Tabu-Gebräuche zu dulden; wenigstens fanden wir in nächster Nähe der kleinen Kirche einen Tabu-Bootsplatz. Dort lag ein großes Handelsboot, eine Art Verdeckschiff mit mächtigen geflochtenen Mattensegeln am Strande; es war mit Palmblättern vor der Sonne geschützt. Nicht weit davon entfernt, in einer lieblichen Bucht, lagen noch einige ähnliche Pirogen vor Anker. Beide Stellen waren mit Tabu-Zeichen vor den Frauen gesichert.

## Spuren von Handelssinn und Sprachenbegabung.

Diese seetüchtigen Plattformkähne, deren Wände aus kunstreich zusammengebundenen Latten bestehen, vermögen eine stattliche Anzahl von Menschen zu tragen. Die Ragettaleute unternehmen denn auch weite Fahrten damit, u. a. nach Bili-Bili. Dort holen sie die henkellosen Tongeschirre, die von den geschickten Frauen ohne Drehscheibe, nur mit Hilfe eines flachen Steines, zweier Holzschlegel und eines Büschels getrockneten Grases oder Schilfs geformt und im Freien gebrannt werden. Das in heißem Zustande mit Harz abgeriebene Gefäß erhält dadurch einen dauernden Schmelzglanz. An verschiedenen Küstenplätzen von Kaiser Wilhelmsland [1]) und an den Flüssen kommt die Töpferei vereinzelt oder strichweise vor. Die Formen und Größen der Erzeugnisse dieses ursprünglichen Handwerks sind mannigfach, vom einfachen, aber gefällig gebogenen Kochgeschirr bis zur schönen Urne, vom kleinen Trinkgefäß bis zur ei-, spindel- oder kahnförmigen Flasche. Am Dallmannhafen werden sogar Topfwaren von Faßgröße hergestellt zur Aufbewahrung des Sago. Viele dieser Tonwaren erhalten eine rote, weiße oder schwarze Bemalung, meistens Fisch- oder Vogelbilder.

Die Töpferei ist in Neu-Guinea, wie bei fast allen Naturvölkern, ausschließlich den Frauen überlassen. Besonders rührig sind die Töpferinnen des Dorfes Tagai im Norden und die vorerwähnten Bili-Bilifrauen in der Astrolabe-Bucht; beide versorgen das Land weit im Umkreis mit Tonwaren. Die Bili-Biliweiber verfertigen nur zwei Sorten von Gefäßen: Wasserbehälter und Kochgeschirre.

---

[1]) Ebenso in Britisch- und Holländisch-Neu-Guinea.

Sie drücken mit dem Fingernagel punkt- und rippenförmige Zeichen auf die Erzeugnisse ihrer Kunst — eine Art ursprünglicher Fabrikschutzmarke.

Die Bili-Bilileute, sowie die Bewohner der kleinen Tamiinseln in der Nähe von Finschhafen unterscheiden sich von den übrigen eher stumpfen und gleichgültigen Bewohnern in Kaiser Wilhelmsland durch regen Unternehmungsgeist. Die Tami sind hervorragend geschickte Schnitzer, doch auch die Bili-Bilimänner schnitzen stattliche runde Schilde. Beide bauten von jeher große seetüchtige Auslegerboote. Mit diesen fahren sie auf Handelsfahrten an der Küste des Festlandes entlang, um ihre Schnitzereien, beziehungsweise Töpfe gegen Lebensmittel, vorzugsweise Schweine, zu vertauschen. Sie betreiben ihren schwunghaften Handel auf eine überraschend planmäßige und gut ausgedachte Weise; das ist um so erstaunlicher, weil den Neu-Guinealeuten sonst wenig Regsamkeit nachgerühmt werden kann.

Beide Stämme zeichnen sich durch Sprachenbegabung aus. Es gibt unter ihnen immer Männer, die mehrere Mundarten beherrschen und die Handelsfahrten als Dolmetscher mitmachen. Im Kindesalter eignen sie sich die Sprachen während eines langen Aufenthaltes in dem fremden Dorfe an, wohin sie von den Eltern geschickt werden, um die Mundart zu erlernen. Es ist nämlich eine sehr beachtenswerte Tatsache, daß die Papua, diese „dummen Wilden", schon seit undenklicher Zeit zur Lösung der Sprachenschwierigkeit zum selben Mittel griffen wie wir Schweizer und in neuerer Zeit auch die übrigen europäischen Völker, zum Beispiel die Engländer, Deutschen, Franzosen untereinander, nämlich zum Kinderaustausch. Diese Sprachenkenntnis kommt jetzt den Deutschen zugute; denn dank der eingeborenen Dolmetscher lassen sich an der Küste die Schwierigkeiten in dem Sprachendurcheinander leichter überwinden. Doch selbst diese regen Handelsleute kennen kein Diwarra, kein Tabu, ihr ganzer Verkehr beschränkt sich auf Tausch. Auch die Gattin wird eingetauscht gegen Schmuck, Hundezähne, Eberhauer und dergleichen, die der Freier ihren Verwandten als Geschenk zu überreichen hat. Sorgfältig bewahrt man diese Reichtümer in den Hütten auf, und nur bei festlichen Anlässen behängt sich der glückliche Besitzer mit allen seinen Schätzen. Je mehr Eberhauer und Hundezähne er besitzt, um so wohlhabender gilt er bei seinen Standesgenossen.

### Mangel an Unternehmungsgeist bei den Einheimischen.

Es fehlt den Deutsch-Neu-Guinealeuten mit wenigen Ausnahmen an Regsamkeit und Unternehmungsgeist. Sie zeichnen sich durch völligen Mangel eines tätigen Wirtschaftslebens, sowie jeder staatlichen Ordnung aus, wovon wir bei den Leuten des Archipels, besonders bei den Neu-Pommern, doch Spuren und Anfänge vorfinden. Dank seiner geringen Lebensansprüche und Bedürfnisse ist der Papua von Kaiser Wilhelmsland eigentlich ein beneidenswert glücklicher Mensch. Da der Menschenfraß in Deutsch-Neu-Guinea nicht gebräuchlich ist [1]), verfließt ihm das Leben sorglos. Er lebt seinen Neigungen, er liebelt, schmaust, tanzt und faulenzt ganz nach Gutdünken. Ebenso verschlossen und mißtrauisch dem Weißen gegenüber wie die geistig regeren Archipelleute, ist er doch viel weniger heimtückisch als diese. Bei Spiel und Tanz taut auch der Neu-Guineakanake auf und wird, sorglos die Freude genießend, heiter und fröhlich. Der Häuser- und Kanubau, etwas Landarbeit, Fischfang, das Herstellen seiner Schmuck- und Gebrauchsgegenstände, seiner Waffen, dazwischen das Herumhocken und Klatschen beschäftigen ihn vollauf und genügen seinen geistigen Bedürfnissen vollständig. Er verlangt nicht nach mehr Betätigung und zieht sich mißtrauisch vor der Annäherung an die Weißen zurück, die ihn zur Arbeit heranziehen wollen. Das behagt unserem Papuamann gar nicht, und von seinem Standpunkt aus hat er ja auch vollkommen recht!

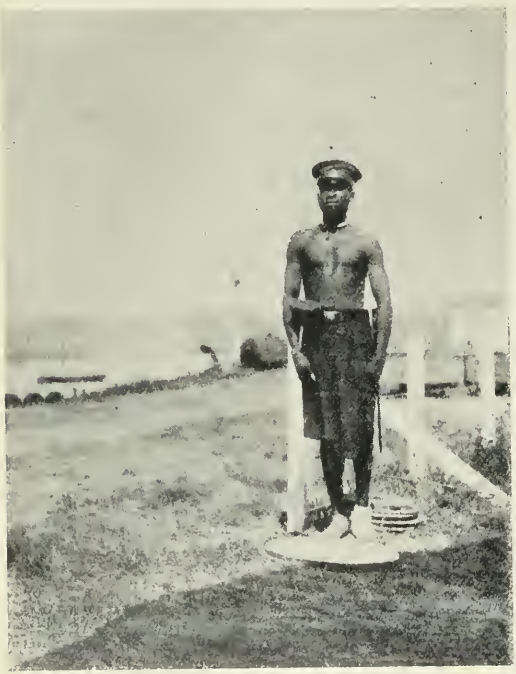
Aber dieser Mangel an einheimischen, arbeitsgewohnten Menschen erschwert die Urbarmachung des Landes durch die Weißen sehr. Das Erschließen eines neuen Kolonialreiches hat stets große Opfer an Menschenleben und Geld gefordert, aber da, wo von den Eingeborenen auf Jahrzehnte hinaus auch nicht die geringste Mithilfe und Mitarbeit zu erwarten ist, wachsen die Schwierigkeiten oft ins Ungeheure. Sie können nur langsam und durch zielbewußte Zähigkeit überwunden werden. Wenn irgendein Volk die nötige Ausdauer besitzt, um diese Schwierigkeiten in Neu-Guinea zu überwinden, so ist es das deutsche; auch die Engländer und Holländer kämpfen den gleichen Kampf in ihren Teilen.

---

[1]) Nur etwa am Hüongolf.

## Friedrich-Wilhelmshafen.

Obwohl wir infolge der Hitze ganz erschöpft von Ragetta auf das Schiff zurückgekommen waren, ließ es mir nach dem zweiten Frühstück doch keine Ruhe, und ich begab mich auf einen Streifzug an Land. Friedrich-Wilhelmshafen, Sitz der Kaiserlichen Verwaltung, also „Hauptstadt" von Kaiser Wilhelmsland, macht einen recht ländlichen einfachen Eindruck; es ist viel weniger ausgebaut als Rabaul. Die Werft führt zu einigen Lagerhäusern. Doch schon hier umfängt den Ankömmling ein üppiger Palmenhain, durchschnitten von einigen gepflegten Straßen und schmalen, mit Mimosen bewachsenen Wegen. Den auf freiem Platz stehenden Geschäftshäusern einer Handelsgesellschaft folgen die Kaiserliche Post und einige Verwaltungs- und Wohnhäuser, stets von herrlichen Gärten umgeben, die in täglicher Arbeit vor Überwucherung behütet werden müssen. Wundervolle Madagaskarpalmen spreizen ihre fächerartigen Kronen vor den Veranden der niedrigen, mit Wellblech bedeckten Häuser, die teilweise auf ebener Erde, teilweise auf kurzen Pfählen erbaut sind.



**Ein Hüter der Ordnung in Friedrich-Wilhelmshafen.**

In einer prächtigen Kallophylienallee traf ich einige mit dem Ausbessern der Straße beschäftigte Miokesen an. Großen Spaß bereitete mir das Exerzieren und Drillen der Polizeisoldaten. Mit feierlichem Ernste vollführten die geschmeidigen Burschen die verlangten Übungen. Die nervigen Gestalten machten einen günstigen Eindruck,

obwohl sich ein Lächeln beim Anblick der unbekleideten bewaffneten Macht nicht ganz unterdrücken ließ.

Die Straßen waren im übrigen fast ganz menschenleer; bei der Post hatte ich eine deutsche Krankenschwester getroffen, die im Spital arbeitet. Bewunderung verdienen diese Frauen, die in der fernen Südsee unter schwierigen klimatischen und sonstigen Verhältnissen ihrem schönen, aber schweren Beruf obliegen. Dabei mag erwähnt werden, daß die Papua aus Eitelkeit heldenhaft, ohne eine Äußerung des Schmerzes, Verstümmelungen an Ohren, Nasen, das Einbrennen der Ziernarben und Ähnliches ertragen; sobald sie sich aber beim europäischen Wundarzt dem kleinsten Eingriff unterziehen müssen, z. B. ein kleines Geschwür aufschneiden oder sich impfen lassen, brüllen sie laut auf, wohl mehr aus Angst vor dem Unbekannten als vor Schmerz. Immerhin setzen sie in den seit Jahren von Ärzten besiedelten Gegenden volles Vertrauen in die Kunst der Chirurgen; den Medizinern dagegen begegnen sie mit Mißtrauen. Innere Krankheiten wollen sie nur von den Dorfzauberern behandeln lassen. Als vor mehreren Jahren anläßlich eingeschleppter, sich rasch verbreitender Pockenfälle die Eingeborenen zum ersten Male geimpft wurden, erfüllte sie dieser Vorgang mit wahnsinniger Angst und großem Schrecken. Nun haben sie aber den Zweck und den Nutzen der Impfung selbst erkannt und unterziehen sich ihr willig. Sie bringen auch die Kinder zum Impfarzt.

### Papuasische Sitten. Mutterrecht. Frauenlos.

Es tritt uns also im Papua der Küstengebiete kein ganz urwüchsiger Wilder mehr entgegen, so nackt er umhergeht und so ursprünglich seine Lebensweise auch sein mag. Aber noch während ich, dies überdenkend, weiterschritt und an den unter Bäumen und Palmen versteckten Hütten der Eingeborenen vorbeikam, drängte sich mir die Überzeugung wieder auf: und sind diese Papua in Kaiser Wilhelmsland auch keine unverfälschten Naturmenschen mehr, so sind sie trotz allem, trotz der steten Berührung mit den Weißen, in ihrem Denken und Empfinden doch die alten geblieben. Auch heute noch folgen sie vielfach nur ihren Eingebungen und natürlichen Trieben und ergeben sich in Krankheit hilflos und tatenlos in das widrige Geschick.

Vor einer der Palmblatthütten kauerte ein an Elefantiasis erkrankter Mann, dessen untere Gliedmaßen zu zwei unförmigen

Säulen angeschwollen waren. Ein grauenvoller Anblick. Auf allen Inseln der Südsee, des indischen und malaiischen Archipels begegnet man öfters Eingeborenen, die von dieser Krankheit befallen und trotzdem in ihren Bewegungen wenig gehindert sind. In Java und in Ceylon habe ich derartige Kranke als Arbeiter in den Reis- und Teepflanzungen angetroffen. Der erwähnte kranke Papua aber schien schwer leidend und völlig unfähig zu sein, sich fortzubewegen. Ein anderer Kanake deutete mit der Hand auf den Leidenden und sagte zu meiner Aufklärung in Pidgin: « that fellow, he fit for die » (er wird bald sterben). Ein unsägliches Mitleid packte mich stets mit den erkrankten Eingeborenen, die in ihrem körperlichen Schmerz und Unbehagen klaglos, fast stumpfsinnig vor sich hinstierend, leidenden Tieren gleich auf dem Boden kauern. Jener Mann schaute mich trostlos traurig und fragend an. Nur bei erkrankten Affen und Hunden habe ich diesen Erklärung heischenden Blick gesehen, als ob wir weißen Menschen Auskunft geben könnten, warum sie so leiden müssen. Ungewollt steigt die Frage auf: liegt in der Grausamkeit der Naturvölker, die ihre Kranken und Greise töten, nicht viel mehr unbewußte, reine Güte und tiefstes Mitleid verborgen als in unserer Kultur, die uns zwingt, die hoffnungslos Leidenden unter entsetzlichen Qualen langsam sterben zu lassen, während wir die Tiere durch einen raschen Schuß erlösen?

Dem Handeln des Naturmenschen liegt allerdings keine bewußte Gutherzigkeit zugrunde, ebensowenig wie bewußte Grausamkeit, sondern ein unwillkürlicher Selbsterhaltungstrieb, der ihn veranlaßt, sich übermäßige Last und Mühe zu ersparen. Kranke und Unbehilfliche verlangen Hilfe und Unterstützung, vermehren die Arbeit; sie müssen ernährt werden, ohne selbst für Nahrung sorgen zu können. Daher entledigen sich die Papua ihrer, wie sie auch Krüppel und Zwillinge gleich nach der Geburt umbringen. Diese, weil sie bei einer Doppelgeburt an Zauberei glauben und sich nur durch den Tod der Kleinen vor weiteren schlimmen Folgen schützen können. An manchen Orten wird nur ein Zwilling getötet, und zwar mehr aus Rücksicht auf die nährende Mutter und auf die größere Belastung des Haushaltes durch zwei Säuglinge als aus Angst vor Verhexung. Erwachsene, die durch Unfall verkrüppeln, verehrt der Papua als heilig; er verschont sie daher auch bei Überfällen und im Kampfe. Hat dagegen ein Papuakindchen das Unglück, vor seinem vierten Jahre unheilbar

zu erkranken, so wird es umgebracht. Das ist nicht nur Herzlosigkeit und ein Zeichen des Fehlens jeglicher Elternliebe, sondern einfach eine Schutzmaßregel, um die Familie und den Stamm vor Verarmung und Entartung zu bewahren. Die ursprünglichen Sitten und Anschauungen sind eben doch stärker als die an sich nicht fehlende Elternliebe.

Ihre gesunden Kinder lieben die papuasischen Eltern sehr. Die Frauen sind rührend gute Mütter, sie tragen ihr Kleinstes stets in einem geflochtenen Palmtragsack mit sich, den sie während der Arbeit auf der Pflanzung im Schutze eines Schatten spendenden Baumes aufhängen. Ab und zu wird der Säugling gestillt, denn die Mutter nährt das Kind bis zum dritten Jahr. Ist es dem Tragkorb entwachsen, so schleppt sie es, indem sie es auf ihren Hüften reiten läßt, überall mit sich. Die Sprößlinge genießen ein sorgloses Dasein; sie entwickeln sich rasch zu großer Selbständigkeit und entwachsen der Zucht der Eltern sehr früh. Sie gehören zur Sippe der Mutter, denn in ganz Papuasien lassen sich Spuren des Mutterrechts nachweisen.

Das Los der Frau ist wohl ein hartes, weil sie mit Arbeit überhäuft ist, doch kein ganz rechtloses; viel weniger rechtlos als z. B. das der Japanerin. Obwohl die Papuafrau durch Kauf in den Besitz des Mannes übergeht, verliert sie doch nicht jeden Rechtsanspruch. Ihr bleibt neben einer gewissen rechtlichen Selbständigkeit auch das Heiratsgut, d. h. ihr eigenes Besitztum, das sie selbständig weitervererben kann. Sie wird nach dem Tode ihres Mannes frei und behält bis zu ihrem Absterben das von ihrem Gatten für sie erbaute Haus.

Empörung erfaßt den Fremden zunächst, wenn er die wie Lasttiere schwer beladenen Frauen vom Felde heimkehren sieht, während die Männer ledig jeder Bürde neben ihnen hergehen. Dieser Gebrauch war früher durch die Vorsicht geboten, der Mann trug nur die Waffe, um bei einem plötzlichen Überfall Weib und Kind sofort beschützen und verteidigen zu können.

Da bei den Papua Neigungsheiraten nicht selten sind, so ist die Liebe der Gatten zueinander oft recht ausgeprägt. Es gibt aber auch Ehepaare, die in stetem Hader miteinander leben und sich gegenseitig tüchtig prügeln. Nicht immer unterliegt die Frau. Besonders dem Ehemann kann's schlimm ergehen, der mehrere Gattinnen besitzt, die ihn, eine um die andere, durchhauen.

Auch das Schicksal der Papuawitwe ist kein so trostloses wie bei vielen anderen asiatischen Völkern, z. B. bei den Hindu. Ihrer Wiederverheiratung steht nach Ablauf einer gewissen Frist nichts im Wege. Sie ist aber verpflichtet, die Trauer um den ersten Gatten in einer eigentlichen Witwentracht lebenslang zur Schau zu tragen. An jenem Nachmittag begegnete mir in Friedrich-Wilhemshafen eine Frau, der die rußschwarz gefärbten Haare in gedrehten Zotteln niederhingen, ähnlich wie bei den neupommerschen Greisen. Sie trug an Stelle des allgemein üblichen, hübsch rot gefärbten oder mit hellen Querstreifen versehenen Bastfasernrockes einen naturfarbigen. Ein netzartiges Gewebe hing ihr von den Schultern und verhüllte teilweise den reich mit Muschelzieraten geschmückten Oberkörper. Ich hatte eine Witwe aus Finschhafen vor mir.

### Papuasische Haartrachten.

Die Männer tragen ebenfalls äußere Abzeichen der Trauer, wenn sie ihre Gattin verlieren. Am Hüongolf gilt ein aus Baumrinde verfertigter Trauerzylinder als sehr „chik". Es ist eine rand- und deckellose Röhre, die nie mehr abgenommen wird. Da der Witwer ebensowenig wie die Witwe sich das Haar schneiden darf, wächst es manchmal über die Röhre hinaus. Dieses Haarwunder habe ich nun nicht erblickt, dafür aber ward mir der Anblick eines leibhaftigen Menschen mit einem grellblauen Haarwulst zuteil. Rote, gelbe, weiße Wollköpfe hatte ich schon öfter bestaunt, aber eine mit Wäscheblau getränkte Mähne doch noch nicht.

Ich kam an jenem Nachmittag überhaupt nicht mehr aus dem Staunen heraus, als ich mich endlich nur dank der Hilfe eines Chinesen zum Schiff zurückgefunden hatte. Auf dem Platze vor der Werft traf ich eine ganz merkwürdige Sippschaft beim Kohlenverladen und Herumlungern an. Unter diesen Kanaken fielen mir einige mit ausgesprochen jüdischen Nasen und Gesichtszügen auf. Die Haartrachten überstiegen alles, was ich bis dahin an abenteuerlichem Kopfschmuck geschaut hatte. Da war zunächst ein Mann aus der Gegend am Kaiserin Augustafluß, der sein Haar in eine weit vom Hinterkopf abstehende Palmblattröhre gezwängt hatte, aus der es herausgewachsen war und sich strahlenförmig verbreitete. Bei anderen war das Haar ganz dick verfilzt und zu einer ungeheuren Perücke ausgewachsen. „Urwaldjagdgründe für Läuse", meinte einer der

Schiffsoffiziere. Wir suchten ihre glücklichen Besitzer zu photographieren, zur Freude der weniger „beurwaldeten" Kulis, die es alle mit dem Kohlenschaufeln höchst gemütlich nahmen, sich gerne abknipsen ließen und die Waldmenschen stets in den Vordergrund schubsten. Einer hielt mir höchst galant den Schirm über Kopf und Kamera, um mich vor der Sonne zu schützen.

„Beurwaldete" Kohlenarbeiter in Friedrich-Wilhelmshafen.

Es schienen harmlos fröhliche Menschen zu sein. Richtig lachen sah ich allerdings keinen, sie grinsten nur vergnüglich. Ihr Benehmen glich dem einer Bande kichernder Schulkinder. Sie verkehrten auch sehr kameradschaftlich miteinander und teilten die von uns geschenkt erhaltenen Früchte und Tabakstangen sofort brüderlich. Die weißen Vorgesetzten, besonders die Schiffsoffiziere, behandelten sie freundlich und nachsichtig. Sie betonten immer wieder, man müsse diese verängstigten Menschen zum Vertrauen erziehen; denn sie seien nicht so harmlos zutraulich wie sie aussehen, sondern falsch und verschlagen. Diese schlimmen Eigenschaften sind wohl eine natürliche Folge der

immerwährenden Angst vor Überfällen, in der sie jahrelang lebten, bis die Deutschen an der von ihnen besiedelten Küste Ordnung und Sicherheit schufen.

Ein hübscher Zug im Charakter des Neu-Guinea-Papua ist seine Freigebigkeit, die er auch dem Weißen gegenüber dadurch bekundet, daß er ihm kleine Geschenke macht. An jenem Nachmittag bestiegen eine malariakranke deutsche Dame und einige Herren unser Schiff, um die Europareise anzutreten. Mehrere Jungen brachten ihnen „Zuneigungsgeschenke", weil sie früher in ihren Diensten gestanden oder sie auch nur gekannt hatten. Meistens schenken die Kanaken auf diese Weise Schmuck- und Zierpfeile weg, die in Neu-Guinea als Erinnerungs- und Freundschaftszeichen gelten; den Europäern überreichen sie manchmal auch geflochtene Matten, Kalebassen oder Schnitzereien, seltener sogar Schmuckstücke.

Erhandeln ließ sich auch hier nicht der kleinste ethnographische Gegenstand. Ich glaube, daran ist das tief im Papuagemüt wurzelnde, nie ganz schlummernde Mißtrauen dem Fremden, ihm Unbekannten gegenüber schuld. Nur eine eigenartige Muschelversteinerung konnte ich erstehen von einem Mann, der damit an Bord kam. Er verlangte «two fellow mark» dafür, was unerhört erschien. Wir merkten bald, daß der Mann keine Ahnung von seiner Unverschämtheit hatte; denn zwei einzelne Markstücke wies er zurück, ein Fünfzigpfennigstück aber auch. Von fünf einzelnen Zehnpfennigstücken reichte er mir drei sogleich wieder, zwei wollte er haben, um zwei Stangen Tabak kaufen zu können. Als wir ihm begreiflich machten, daß er fünf Stangen Tabak für die Münzen erhalten würde, nahm er die fünfzig Pfennige gnädigst und herablassend an.

Mir fiel überhaupt das selbstbewußte Benehmen der Papua auf. Bei aller Achtung, die sie vor den Weißen hegen, kommt in ihrem Benehmen nichts Kriechendes, Unterwürfiges zum Vorschein; sie treten mit angeborenem Anstand und natürlicher Höflichkeit auf. Sie fühlen sich uns vollständig ebenbürtig, und das berührt viel angenehmer als das verschüchterte kriechende Gebaren der Javanen den Weißen gegenüber. Die Papua sehen denn auch auf alle ausländischen farbigen Arbeiter, Chinesen, Javanen und Hindu, stolz herab.

Noch ein drolliges Erlebnis hatten wir. Es kam ein höchst mangelhaft bekleideter unverfälschter Naturmensch aufs Schiff spaziert, der wohl aus des Waldes tiefsten Gründen an die Küste gewan-

dert war. Selbstverständlich mußte er auf der Platte festgehalten werden. Er ließ sich auch abknipsen und mit Tabak beschenken, aber daraufhin ging er nicht mehr weg; er hatte wohl noch selten weiße Frauen gesehen und verfolgte mich nun auf Schritt und Tritt. Versteckte ich mich in der Kabine, so wartete er geduldig vor der Türe, bis ich wieder herauskam, zur diebischen Freude meiner weißen Reisegefährten, die mich noch tagelang mit meiner schwarzen Eroberung aufzogen. Schließlich kam mir ein rettender Gedanke. Ich führte meinen lebendigen Schatten vor die riesigen Spiegel, die im Lichthof vor dem Eingang zum Speisesaal angebracht waren. Im Nu hatte ich Ruhe; denn als der Kerl sein Ebenbild in dem Glas erblickte, blieb er erst wie erstarrt vor Staunen stehen; darnach aber konnte er sich nicht genug drehen, recken und bewundern. Daraufhin holte er schleunigst mehrere Freunde, und nun standen sie allesamt vor dem Spiegel und waren kaum mehr wegzubringen, zur Verzweiflung des Oberstewards.

**Ein Besucher des Dampfers in Friedrich-Wilhelmshafen.**

An einer Bastschnur um den Hals trägt er Riechkräuter als Schutz gegen Zauber.

Einem anderen schwarzen Besucher aber schienen die weißen Frauen zu mißfallen. Als die eben eingestiegene deutsche Dame, die Stewardeß und ich eine seltene Muschel von ihm einhandeln wollten, meinte er: «three fellow white Mary plenty too much»[1]), machte kehrt, ließ uns im vernichtenden Gefühle unserer weißen weiblichen

[1]) Drei weiße Frauen, das ist mir zu viel!

Minderwertigkeit stehen und überreichte die begehrte Muschel dem schadenfroh lachenden Freund Engländer gegen eine einzige lumpige Stange Tabak.

## Papuasische Hoffart.

Sehr auffallend fand ich das „Schnüren" der papuasischen Männer; viele, besonders jüngere Leute, hatten sich eine dünne Schnur tief einschneidend um den Leib gebunden. Selbst das baumwollene Hüftentuch war oft unheimlich eng gezogen, oder es wurde über einer einheimischen festgeschnürten Bastbinde getragen; infolgedessen hing der bei manchem recht stattliche Wanst darüber. Geradezu beängstigend geschnürt mit einem buntgeflochtenen Fasergürtel war ein Salomonmann. Auch die breiten festen Rindengürtel, die man in den europäischen Museen oft sieht, sind schlimmer als der unsinnigste Schnürleib der Europäerin. Ganz eng umschließen sie den Leib der papuasischen Stutzer; es erscheint fast unbegreiflich, wie ein Mensch eine solche Umspannung ertragen kann. Auch beim Wilden gilt das Wort: „Hoffart muß leiden"; denn die Gürtel und die tief einschneidenden Armbänder verursachen zum mindesten Unbehagen, wenn nicht Schmerzen. Bei den Naturvölkern sind es aber gewöhnlich die Männer, nicht die Frauen, die aus Eitelkeit sich Schaden zufügen.

In Papuasien, wie auch anderswo, geschieht es häufig, daß der Natur künstlich nachgeholfen wird, wo sie nach Ansicht der eitlen Menschen nicht genügend für Schönheit sorgte. Aus diesem Grunde zwängt der Papua den Leib in einen festen Gürtel, verwandelt er den runden Kopf in einen Spitzschädel, versieht er den Körper mit Tätowierung, Bemalung und mit Ziernarben, durchlöchert er die Nase und verwandelt das Ohrläppchen in eine auf die Schulter hängende Schleife. Da künstliche Nachhülfe bei den Kanaken gebräuchlich ist, entstand bei ihnen der Verdacht, die weißen Mütter besäßen irgendein Mittel, um ihren Kindern zu den hervorstehenden Nasen zu verhelfen. Je größer und je hervorragender die Nase im Gesicht des Europäers ist, um so besser gefällt ihr Träger den Neu-Guinea-leuten. Die Weißen glaubten dagegen lange Zeit fälschlich, daß die Papuamütter ihren Sprößlingen nach der Geburt die Nase breitdrückten, um sie zu verschönern.

## Abendzauber.

Am Abend trat unser Dampfer die Ausfahrt an. Vor uns lag der „Planet" inmitten einer lieblichen, dicht mit Palmen oder Mangroven bewachsenen Kleininselwelt. Schöne Tauben und große Flederfüchse schwebten von Eiland zu Eiland. Hinter uns erblickten wir noch einmal das prächtige Rundbild mit den drei Reihen mächtiger blauschimmernder Gebirge. Auf dem spiegelglatten Wasser schwammen mehrere Auslegerboote, die sich mit ihren dunklen Insaßen wie Schattenbilder vom buntleuchtenden Himmel abhoben; denn das scheidende Tagesgestirn bemalte Erde, Wasser und Himmelsgewölbe mit glutvollen satten Farben. Gold, Silber, Purpur, Blau, Grün, Gelb, lohende Röte, tiefes Veilchenblau — alles verschmolz ineinander in unbeschreiblicher Pracht und in sprühendem Glühen. Langsam glitt der Prinz Sigismund über die in roten und gelben Flammen erstrahlenden Fluten, klingend rauschten deutsche Weisen vom Kriegsschiff herüber; nach und nach erstarben die schmetternden Töne, verblichen Glanz und Schein und nur aus einer dunklen Wolkenwand wetterleuchtete es ab und zu. Wie ein verklungener Traum schwand das Gesehene und Erlebte, sank die Wunderinsel langsam und feierlich hinab ins Weltmeer, das leise den Kiel des Dampfers umsprudelte.

Plötzlich erstrahlte das Wasser weit im Umkreis in hellem weißlichen Lichte, es erschien wie besät mit glänzenden Sternen und Tupfen. Das war das Meerleuchten, hervorgerufen durch die Phosphorlichtchen vieler Tausende von größeren und kleineren Leuchttieren, Meduſen, Salpen, Würmern, Krebschen und dergleichen. Lange Zeit fuhren wir durch dieses Funkenmeer, das nach und nach verblaßte und in einzelne Lichtpunkte sich auflöste. Dafür ergoß der hinter Wolken hervortretende riesengroße Vollmond seinen hellen Glanz auf die sich leise kräuselnden Wellen, die ein lauer Wind umspielte. Wie eine See von lauter Silber dehnte sich die weite plätschernde Flut aus, die am äußersten Horizont von versilberten, aus der Tiefe steigenden Wölkchen begrenzt wurde. Es war uns eine Nacht von zauberhafter Schönheit beschert, wie wir sie nur in den Tropen erleben.

## Malaria.

Unsere neuen Mitreisenden wußten uns noch viel aus Neu-Guinea zu erzählen; besonders die kranke Dame hatte als Schrift-

stellerin und als Gattin eines Arztes viel Erfahrung gesammelt. Wenn die schlimmen Fieberanfälle sie packten, pflegte sie sich selbst mit blutigem Hohne als „Neu-Guinealeiche" zu bezeichnen. So wurden früher, als die Kolonie noch als Todesinsel, als deutsches Cayenne verschrien war, die erkrankten, nach der Heimat zurückreisenden Ansiedler und Beamten auf den Lloydschiffen genannt.

Unbestreitbar gehörte Deutsch-Neu-Guinea zu den ersten Malarialändern der Welt. Ausnahmslos wurden alle Fremden, nicht nur die Weißen, sondern auch alle farbigen Neulinge, Chinesen, Hindu, Malaien, Salomon- und Bismarck-Insulaner nach einiger Zeit vom Fieber ergriffen. Selbst die Einheimischen litten an Malaria, besonders schwer in der Kindheit. Im allgemeinen trugen die Neu-Guineafieber einen milden Charakter; erst die langandauernde Wiederholung brachte Gefahr, der die europäischen Beamten erfolgreich durch sofortige Abreise nach Europa oder nach den javanischen Höhenorten, wie Tosari, zu entgehen suchten. Schlimmer stand es um die eingeführten, sehr minderwertigen Arbeiter aus China und Singapore, die, durch Opiumgenuß verdorben, dem Fieber nicht mehr widerstehen konnten. Dazu kam in den neunziger Jahren das zweimalige seuchenartige Auftreten der Malaria; später folgten eine schwere Pocken- und eine Influenzaseuche. Die Malaria wurde damals auch den Europäern verhängnisvoll. Diese Epidemien sind schuld an dem schlimmen Rufe, der Neu-Guinea noch heute anhaftet. Dabei übersah man, daß Seuchen etwas Außergewöhnliches sind, ferner daß die Malaria in jedem neubebauten Tropenland aufflackert. Je rascher die Entwaldung und Urbarmachung vor sich geht, um so heftiger flammt sie auf, um nach und nach zu erlöschen, je mehr sich das Land, der Boden verbessert und reinigt. Man denke nur an die Geschichte Batavias und Hongkongs.

Seitdem die Verwaltung ans Reich überging, wurde zunächst eine strengere Prüfung der einzuführenden Arbeiter, sowie strenge Zurückweisung geistig und körperlich Minderwertiger angeordnet. Seit dem Besuche von Professor Koch in der Kolonie und seiner Erfindung der vorbeugenden Chininkur hat die Malaria ihre Schrecken fast vollständig verloren. Kaiser Wilhelmsland gilt nicht mehr als verseuchter und gefährlicher als andere nicht ganz fieberfreie Tropenländer. Der Durchreisende braucht sich vor der Malaria überhaupt nicht zu fürchten und kann sich vor jeder Verseuchung durch Mückenstiche be-

wahren, indem er immer an Bord des Schiffes schläft. Der Ansiedler schützt sich mit Chinin oder reist zeitig weg, wie unsere liebenswürdige neue Reisegenossin, die allerdings jeden zweiten Tag heftig vom Fieber geschüttelt wurde. Trotz aller Vorsicht ist die Malaria nicht ganz auszurotten in einer verhältnismäßig noch sehr jungen Tropenkolonie. Die Ansiedler vernachlässigen wohl manchmal den Gebrauch der Kur, d. h. sie vergessen den Chinintag; auch gibt es ausnahmsweise Menschen, die Chinin nicht vertragen können, für sie ist Heimkehr nach Europa die einzige Rettung.

## Wunder der Tierwelt.

Als neue Mitreisende befanden sich auch ein junger Kasuar und ein höchstens ein Meter langes, aber schon sehr bissiges Krokodil an Bord. Es war ein für Hagenbeck in Hamburg bestimmtes, ganz junges Leistenkrokodil, die einzige in Neu-Guinea vorkommende Art. Die Papua, die den Krokodilbraten sehr lieben, aber den gepanzerten Ungetümen mit den leichten Waffen nicht gut beikommen können, suchen durch List ihrer habhaft zu werden. Das gelingt aber selten, weil die Krokodile nicht sehr zahlreich vorhanden sind. Um so häufiger sind die Echsen vertreten, besonders die Rieseneidechsen, die große und schlaue Hühnerdiebe abgeben. Unter den vielen eigenartigen Tieren Neu-Guineas fällt der greuliche Krokodil-Skink auf, eine Wühlechse mit vier Reihen spitzer Stacheln auf dem Rücken und dem langen Schwanz.

Aus Kaiser Wilhelmsland sind verhältnismäßig wenig Schlangenarten bekannt; daher entstand wohl der fromme Wahn, Neu-Guinea besitze keine Giftschlangen, und durch Schlangenbiß sei dort noch nie ein Mensch gestorben. Beides ist grundfalsch. An und für sich sind in dem dünn bewohnten Lande die Todesfälle viel geringer als in den übervölkerten Ländern Indiens, ferner gibt es allerdings nicht so zahlreiche Giftschlangen wie dort. Doch ist gerade die gefährliche Schwarzotter sehr häufig und neben ihr eine der allergiftigsten Schlangen der Welt, die australische Todesotter, die einen gebogenen Stachel an der Schwanzspitze trägt. Die Papua bezeugen stets große Schlangenfurcht; am allermeisten vor den sehr giftigen Wasserschlangen, von denen das Meer an der Küste wimmelt.

Wunderbar wie die Insel selbst ist auch die Tierwelt, die sie belebt, obwohl sie nicht sehr artenreich ist. Zu den merkwürdigsten

Lebewesen gehören die Kloakentiere, die durch drei Ameisenigel vertreten sind. Am bekanntesten sind die Beuteltiere, die Känguruh, das Baumkänguruh, der Beuteldachs und -marder, die Beutelratte und -maus und das Beuteleichhörnchen. Allerliebste und drollige Geschöpfchen gibt es unter den Kuskusarten. Die fliegenden Eichhörnchen, die Fledermäuse und -hunde sehen ganz anders aus als die europäischen Flattertiere. Schon fast der Sage gehören die Seekühe, die Dugong oder Sirenen an, die paarweise an den Küsten Neu-Guineas leben und den Tang abweiden. Vor kurzem erst wurde in Britisch-Neu-Guinea ein eigentümlicher großer Nager Mallomy entdeckt. Vermutlich birgt die Rieseninsel in ihren dichten unerforschten Urwäldern noch manche zoologische Überraschung.

Sie ist die Urheimat der Großfußhühner, der Kasuare und der herrlichen Paradiesvögel. Kein anderes Land der Erde ist so reich an farbensprühenden und schillernden Vögeln wie Neu-Guinea, aber alle übertreffen an Glanz und Pracht des Gefieders, sowie an wundervoller zarter Abstufung der Farben diese Könige der Vogelwelt, die zum Geschlecht unserer bescheidenen Raben gehören. Fast 50 Arten sind bis jetzt bekanntgeworden, jede mit der anderen wetteifernd an Glanz, Schimmer und Formenreichtum des Federkleides. Leider ist die Dummheit dieser Wunder der Vogelwelt ebensogroß wie ihre Schönheit und wird ihnen zum Verhängnis. Die Paradiesvögel wissen sich nicht vor Verfolgung zu schützen; sie machen sich den Jägern geradezu bemerkbar, indem sie in ihrer Angst immer auf demselben Baumast hin- und herlaufen. Hoffentlich kommt das Schußverbot noch zeitig genug, um die Ausrottung dieser einzigartigen und prächtigen Vögel zu verhindern.

In den Forsten Neu-Guineas baut auch der Laubenvogel seine langen buntgeschmückten Laubengänge für die Auserkorene seines Herzens, flattern die drolligen Nashornvögel von Baum zu Baum, schreien sonderbare Kuckucke und entzücken die anmutsvollen Honigsauger durch farbenschillerndes Kleid. Prächtige Tauben, darunter die Kronentauben, wunderschöne Geschöpfe von Fasanengröße, und schreiend gefärbte Papageie beleben die bewohnten Gegenden. Dieses letztere, lärmende Vogelgesindel, diese frechen Fruchtdiebe erfreuen sich beim Pflanzer keiner besonderen Gunst; der Fremdling aber, der nur zu kurzem Aufenthalt die Insel betritt, freut sich der bunten und fröhlichen Gesellen; denn sie gehören zu den meerumrauschten Südsee-

Eilanden seiner Kinderträume wie der nackte dunkle Naturmensch, wie die fruchtbeladene Kokospalme und wie das gischtumspülte Korallenriff.

## Hermiten-Inseln.

So ein Wirklichkeit gewordenes Traumbild lief unser Prinz Sigismund am Tage nach der Abfahrt von Friedrich-Wilhelmshafen an, als er um die erste Mittagsstunde die zum Bismarck-Archipel gehörenden Hermit- oder Luf-Inseln erreichte. Die kleine Gruppe besteht aus einem Korallenriff, auf dem sich mehrere größere und kleinere Schuttinseln gebildet haben. Einer breschenlosen Mauer gleich umschließt dieser feste Korallenring ein tiefes Becken. In seiner Mitte befinden sich eine Anzahl größerer, teils basaltischer Inseln, die wiederum von einem Riff umgeben sind. Nur eine einzige Durchfahrtsrinne im äußeren Wall gewährt den Schiffen Einlaß in die Lagune; wehe dem Dampfer, der sie verfehlt. Nachdem der unserige von den leichtbewegten, tief saphirblauen Wellen des stillen Ozeans glücklich durch diese Lücke in die ruhigen Lagunen geglitten war, befand er sich inmitten eines Kranzes von lieblichen Eilanden, die auf den glatten, türkisblauen Fluten der Binnenseen ruhten. Wie eine schmale Silberfassung umzog der im Mittagsglast flimmernde weiße Strand die grünen Gestade; während sich die Dünungen an den äußersten Korallenriffen in brodelnden Gischt auflösten, in dem das Sonnenlicht sich vieltausendfach brach, bunt glitzerte und schillerte. Überall, wohin der Blick glitt, erhoben sich inmitten ihrer Schaumgürtel Inselchen, teilweise reich bestanden mit schlanken Kokos, deren Fiederkronen sich leise bewegten, teilweise noch unbewachsen und kaum über das Wasser reichend.

Der ganze Archipel wurde vor mehreren Jahren von einem Deutschen von der Neu-Guinea-Gesellschaft erworben. Er beabsichtigte, die noch ungenügend mit Kokos bepflanzten Eilande durch Ausdehnung der Palmenbestände ertragsfähiger zu machen. König W., wie er scherzweise genannt wird, hat sich nicht verrechnet; das ganze Gebiet ist jetzt sehr fruchttragend und hat ihm ein großes Vermögen eingebracht. Auf einer kleinen Anhöhe der Insel Maron steht die „Wahlenburg", das mit allem Komfort und Luxus ausgestattete Südseeheim des Besitzers. Elektrisches Licht, Kühlfächer, Eismaschinen,

großartig eingerichtete Bäder fehlen nicht, ebensowenig wie ein die größeren Inseln verbindendes Telephonnetz; auch gute Straßen durchziehen die üppiggrünen Besitzungen.

Kaum hielt unser Dampfer, als auch schon der Bruder des zurzeit in Berlin weilenden Pflanzers sich zur Begrüßung des Direktors vom Lloyd einfand und für alle Schiffsgäste und Offiziere eine Einladung brachte. Für die Damen stand eine Sänfte bereit, um sie mühelos auf den kleinen Hügel hinauf zum Märchenschloß in der Südsee zu befördern.

Die ursprünglichen Hermiten sind nicht reine Melanesier geblieben; denn sie lebten nicht so abgeschlossen wie die Bewohner des papuasischen Festlandes und des Bismarck-Archipels. Von jeher standen sie in regem Handel mit den westmikronesischen[1]) Inseln Palau und Jap (Westkarolinen) und der kleinen Ninigogruppe, die geographisch auch zu Melanesien gehört, während die Eingeborenen Mikronesier sind. Infolge dieses ausgedehnten Verkehrs fand auch eine starke Vermischung der Bevölkerung mit fremdem Blute statt. Die wenigen, höchstens noch vierzig Köpfe zählenden Hermiten sterben langsam aber sicher aus. Sie sind im Durchschnitt kleiner als die Melanesier und von hellerer Hautfarbe, auch ansehnlicher als die meisten Papua. Ihr längliches Gesicht mit den hervorstehenden Backenknochen und den leichtgeschlitzten Augen erinnert an die Mongolen. Sie sprechen eine stark von den melanesischen und papuasischen Sprachen abweichende, ausgeprägt mikronesische Mundart.

Unter den vielen Farbigen, die in Maron unser Schiff bestiegen, befanden sich Vertreter der verschiedensten papuasischen Stämme, vom kleinen hellsten Hermiten bis zum dunkelsten Südseeneger. Dem durchfahrenden Fremdling war es unmöglich, sie alle richtig einzuschätzen und zu erkennen. Zunächst fiel uns eine Schar prächtig gebauter, breitschultriger Kerle auf; gleich daneben aber standen fast zwerghaft kleine Gestalten. Alle waren reich geschmückt; besonders beliebt schienen die hübschen Kapkap als Halsschmuck zu sein, sowie Schildpattfingerringe mit zwei hervorstehenden Stacheln, ferner mit Glasperlen bestickte Fußstulpen. Diese wiesen immer lichte zweifarbige Muster auf, wie hellblau und weiß, hellgrün und weiß, nie bunte grelle Töne. Beinahe alle Eingeborenen, besonders auch die zum Haushalt des

[1]) Zu Mikronesien zählt man noch die Ostkarolinen und die Marianen.

Königs W. gehörenden Diener, hatten das Gesicht mit einem feinen weißen Strich umrahmt, der genau dem Haaransatz folgte.

In einem kleinen Kutter, der uns die Waren von den umliegenden Inseln brachte, befand sich als Wäscherin eine sehr hübsche Frau, die sich faul und kokett benahm; sie wußte ihre wundervollen Augen sehr gut zu gebrauchen, um Zigarren zu erschmeicheln. Viel Spaß bereitete uns diese dunkle Schöne, die erste Eingeborene, welche keine Zurückhaltung zeigte. Sie wies sich dadurch als Mikronesierin oder Mischling aus.

**Hermiten Inseln.**
**Maron: Privatdiener.**
Ein feiner weißer Strich dem Haaransatz entlang umrahmt das Gesicht.
Der Mann links trägt ein hübsches Kapkap am Hals, das eine Ohrläppchen steckt in einer Röhre.

Zu kaufen bekamen wir auch hier nur einige Muscheln. Ein einziges Kapkap konnte ich erhandeln; ein Mann brachte zwar noch ein zweites Stück, bei dem aber der weiße Teil aus dem Boden einer europäischen Porzellantasse bestand. Der glückliche Besitzer begriff nicht, warum mir gerade diese Zier, auf die er so stolz war, weniger gut gefiel als die ursprünglichen aus Tridacnamuscheln angefertigten.

Zuletzt kamen noch vier Mischlingskinder an Bord, zwei Knaben und zwei Mädchen, die noch nie einen Dampfer gesehen hatten. Drei waren ganz dunkel und verrieten nichts von der weißen Abstammung; der eine Knabe aber hatte einen flachsblonden Lockenkopf, sowie wasserblaue Augen, was zu der ganz schwarzen Haut entsetzlich aussah. Wir hatten alle großes Vergnügen an den zierlichen Geschöpfchen; jeder schleppte irgendein kleines Geschenk für sie herbei: europäische

Früchte wie Äpfel und Apfelsinen, ferner Kuchen, Maultrommeln, Pfeifchen, aber am meisten Erfolg hatte der Oberstewart mit einigen Brocken Kunsteis. Da das Eis die Kleinen in die Hände „biß", ließen sie die vier Stückchen auf den Boden fallen, legten sich auf den Leib, leckten und lutschten das „kühle Glas" auf.

Unser Schiff nahm eine reiche Ladung ein an Früchten, Kopra, Schildpatt, Greensnail und Muscheln für Perlmutterknöpfe, sowie Trepang oder Bêche-de-mer. So nennt man eine an den Korallenküsten der Südsee wachsende Meerwalze (Holothurie), die im ganzen Schutzgebiet vorkommt und gedörrt nach China ausgeführt wird, da die Chinesen sie als Leckerbissen hochschätzen.

## Korallenwunder.

Ich benutzte die Aufenthaltszeit zu einer Fahrt auf die Korallenbänke, die in großer Zahl das ganze Becken durchziehen. Sie sind der Schiffahrt sehr gefährlich, durch ihre Farbenpracht und durch die vielgestaltigen Formen aber entzücken sie jedes schönheitsliebende Auge. Blendend klar war die Luft und das grünblaue Wasser so durchsichtig, daß wir die wundersamen Wälder und Gärten, die da auf dem Grunde des Meeres, von fleißigen Tierchen gebildet, sich ausbreiten, bis in große Tiefen deutlich erkennen konnten. Eigenartige vieläftige Bäume und Sträucher, große phantastische Blumen und zierliche Pilze wuchsen aus der Tiefe herauf in auffallendem Farbenkleide. Stattliche rot und gelbe, rosenrote, braune und veilchenblaue Korallenbauwerke hoben sich aus dem Grunde, umspielt von winzigen Fischchen in allen Formen und in schillernd grünem, gelbem, blauem, violettem, schwarz- und gelbgestreiftem Schuppenkleide. Seltsame Weichtiere, dunkelrote und blaue Medusen und Quallen, schöne Nesseltiere, bunte Würmer und Schnecken schwammen durch die Märchengärten, während Krebse, langbeinige Krebsspinnen, Muscheln, stachlige Seeigel und Sterntiere zwischen den Blumen und Pilzen lagen. Auf dem Geäst der Bäume hatten sich gelbe und schwarzrote Meerwalzen, vielgestaltige anemonenartige Blumentiere und leuchtend blaue oder violette Riesensterne angesiedelt; wieder andere Sterne trugen eine feine rote Zeichnung auf ledergelbem Grund. Langarmige eklige Tintenfische saßen den Korallenknollen fest an. Ab und zu wand sich ein Aal oder eine schlangenartige häßliche Muräne mit breitgedrücktem Schwanz durch die viel-

verschlungenen Gänge der eigenartigen Bauten. Der Widerschein der auf dem Wasser glitzernden Sonnenlichter verstärkte und verklärte das Farbenspiel dieser unterseeischen Wunderwelt.

Unbeschreiblich und unwirklich ist der Reichtum der Formen und die Schönheit der Farben, welche die Korallen und ihre bunten Bewohner entfalten, so lange sie sich im Wasser ihres Daseins erfreuen dürfen. Herausgeholt und mit der Luft in Berührung gebracht, zerfallen einzelne der zerbrechlichen zierlichen Kunstgebilde sogleich, wieder andere verblassen nach und nach. In einigen Stunden ist die ganze Pracht verblichen. Abgestorben und unansehnlich, glanzlos grau liegen die einst farbenfreudigen Korallengewächse, die Fische, Krebschen und Seesterne da, die Medusen und Quallen verwandeln sich in trüben Schleim.

Nur ungern schieden wir und fuhren zum Prinzen Sigismund zurück; unser Boot glitt durch einen Schwarm großer Quallen, die wie schwimmende ausgefranste Glocken aus violetter Gaze aussahen. Eine Riesenschildkröte trieb auf dem Wasser neben unserem Kahn her. Draußen am Riffkranz zerstoben unaufhörlich die heranrauschenden Wellen in spritzende Silberkämme. Im sinkenden Sonnenschein flammten Himmel und Meer am äußersten halbkreisrunden Sehfeld in allen Abstufungen des Rot, von der feurigsten Waberlohe bis zum zartesten Rosa. Darüber aber ballten sich einige streifige Abendwolken zusammen, die gelbgrün und grünblau glänzten; indessen von Osten her ein seltsames dunkelviolettes Wolkengebilde gezogen kam, aus dem schon ab und zu wetterleuchtende Blitze zuckten. Wie flüssige Rubine lag es auf dem Meere. Mitten aus diesem blutroten Wasser erhob sich, dem Seemann zur steten Warnung, das Wrack des großen, auf dem äußeren Korallenring aufgelaufenen Dampfers Johann Albrecht der Neu-Guinea-Gesellschaft. Smaragdgleich leuchteten die niedrigen Palmeninselchen auf; die Blätterbüschel der entferntesten und höchsten Kokos zeichneten sich einzeln und scharf, wie dunkle, gezackte Klümpchen vom lodernden Hintergrund ab. Die glühenden Feuerfarben verblaßten nach und nach und gingen neuerdings in zartes rosiges Licht über, das wiederum in Blau sich verwandelte und Himmel und Meer in alle Abstufungen, vom sattesten Indigo bis zum hellsten Vergißmeinnicht, tauchte, um schließlich noch einmal türkisblau aufzuleuchten, bevor die dunkle, greifbar schwarze Tropennacht sich niedersenkte und alles einhüllte.

# Westkarolinen.

## Jap und die Japer.

Am nächsten Tage fuhr der Prinz Sigismund bei völliger Windstille über eine spiegelglatte regungslose See; kalt und fremd, bedrückend still in unnatürlicher Ruhe dehnte sich die mattglänzende Weite. Kein Kräuseln, nicht die leiseste Bewegung war zu sehen, nicht einmal die sonst stete Schwellung machte sich bemerkbar; nur unser Dampfer zog einen glitzernden Streifen durch die fast graublaue Fläche, über die sich ein wolkenloser Himmel in reinster Bläue spannte. Kein Fisch, kein Vogel zeigte sich, kein Lüftchen regte sich.

Schön ist das ewig freie Meer zu jeder Zeit, in jeder Stimmung: lieblich und anziehend, wenn es in leichtem Atmen sich hebt und senkt; reizvoll und zugleich befreiend wirkt es, wenn es in tollenden, sich überstürzenden Schaumwellen vor dem Winde herjagt; überwältigend und erschütternd ist der Anblick des vom Orkan gepeitschten, bis in die tiefsten Tiefen aufgewühlten Ozeans; geheimnisvoll und furchterregend aber erscheint mir die in der Stille vor dem Sturme schlafende, fast glanzlose See. Staunend schaut der Mensch wie festgebannt auf die gleißende Fläche; bang ahnt er die Tücke und die Falschheit des Meeres, aus dessen Grunde er irgend etwas unsagbar Grauenvolles aufsteigen zu sehen erwartet. Unwillkürlich drängt sich der Gedanke an das menschenmordende, alles verschlingende Ungeheuer auf, das in seinem scheinbaren Schlummer nur Bosheit und Verderben sinnt.

Auch unser Kapitän und die Offiziere machten ernste Gesichter. „Taifunzone und -zeit", raunte man sich zu; doch meine heimliche, der unstillbaren Neugier der Weltbummlerin entsprungene Hoffnung auf ein klein winziges Taifunchen ward zuschanden. Die Windstille hielt an, bis wir uns Jap, der größten der westlichen Karolineninseln, näherten. Die aus einer Schar von Atollen und aus dem gehobenen Koralleninselchen Fais bestehende Gruppe befindet sich auf der Bahn, welche die verheerenden Taifune gewöhnlich zu nehmen pflegen. Als wir den Riffgürtel erreichten, erhob sich ein schwacher Wind, der noch während unseres Aufenthaltes mit fast sturmartiger Gewalt daherbrauste, das schlummernde unheilbrütende Meer aus seiner Ruhe aufrüttelnd und uns verweichlichten Tropenmenschen kalt durch die

Knochen fahrend. Wir gingen vor dem breiten Wallriff vor Anker, von dessen Gefährlichkeit das Gerippe eines 1896 aufgelaufenen schwedischen Schoners zeugte.

Jap, damals schon mit Kabel versehen, kurz nachher Hauptstelle der Funkentelegraphie [1]) in der deutschen Südsee, war Sitz des Bezirksamtes. Von der geplanten Einrichtung eines Instituts für Tiefseeforschung versprach man sich in wissenschaftlichen Kreisen sehr viel.

Ein dichter grüner Mangroven- und Palmenkranz umgibt das aus Schiefergestein [2]) bestehende Eiland, das sich in der Mitte zu einem rundlichen niedrigen Tafelland aufbaut. Spärliche Bäche bewässern die gut angepflanzte fruchtbare Insel. Im Inneren erlauben ausgedehnte Sümpfe den Anbau von Sumpftaro; daneben gedeihen im Niederland noch vortrefflich Wasser- und Baummelonen, Kürbisse, Ananas, Bananen, Zuckerrohr, Süßkartoffeln, Brotfrüchte, Yams und dergleichen mehr. Schon zur Zeit der Spanier, von denen Deutschland den ganzen Archipel mit den Marianen und den Palau Ende der neunziger Jahre des letzten Jahrhunderts gekauft hat, wurde viel Kopra ausgeführt.

Die Bevölkerung war von jeher sehr unternehmend und handelslustig. Ihr Geld, runde durchlöcherte Aragonit- oder Kalkspathplatten (Fé) holten sich die kühnen Seefahrer auf den südlichen Palau-Inseln. Die eigenartigen Münzen schwanken in der Größe beträchtlich; einige besitzen nur wenige Zoll Durchmesser, andere aber gleichen Mühlsteinen und messen bis zwölf Fuß. Es bedeutete gewiß keine Kleinigkeit, eine solche Last im schwachen Palmeneinbaum über eine ausgedehnte Strecke der offenen See zu befördern. Niemals versuchten mit solcher Last Heimkehrende, die der Sturm überraschte, sich durch Überbordwerfen der schweren Steine zu retten; lieber gingen sie mit dem errungenen Reichtum zugrunde. Dieses Großgeld stellte der glückliche Besitzer vor dem Hause zur Schau, denn für den Kleinhandel war es unbrauchbar; dafür dienten Muschelgeld und kleine durchlöcherte, auf Schnüre gezogene Steine.

Nur ein im Seefahrdienst und Kanubau hochentwickeltes Volk konnte es wagen, solche Hochseefahrten im Auslegerschiffchen zu unter-

[1]) Diese Telefunkenstation wurde, wie auf Seite 8 erwähnt, gleich nach Kriegsausbruch von englischen Kreuzern zerstört.

[2]) Diese merkwürdige Tatsache bildet einstweilen noch eines der ungelösten geologischen Rätsel der Südsee.

nehmen. Die Karoliner waren denn auch hervorragende Seefahrer; sie besaßen eine ausgebildete Kunst des Schiffbaues, der Segelführung, ferner eine gute Kunde der Gestirne, der Windrichtungen und der Strömungen. Sogar Seekarten hatten sie ausgearbeitet, auf denen mit Muscheln, Steinscheibchen und Stäbchen die Inseln und Fahrtrichtungen deutlich angegeben waren. Auf eigens eingerichteten Schiffahrtschulen holte sich die Jungmannschaft diese nützlichen Kenntnisse.

## Entartete Völker.

Aber noch viele andere, über die ganze Gruppe der Karolinen und so auch auf Jap verbreitete Spuren erzählen uns von einer verschollenen Kultur, von untergegangenen Völkern. Mit Steinen regelmäßig gepflasterte Straßen, Steinwälle, Gräber, Terrassen, Dämme, Trümmer alter Fischwehren in den Lagunen finden sich auf Jap vor. Die heutige, etwa 8000 Köpfe zählende Bevölkerung ist nicht mehr fähig, ähnliche Bauten auszuführen. Sie versteht es nicht einmal mehr, die noch bestehenden schönen, mit Schnitzereien reich geschmückten Gemeindehäuser nachzuahmen. Auch der Schiffsbau ist jetzt aufgegeben und die Seefahrtkunde gänzlich vergessen.

Dieser geistige Niedergang eines hochstehenden klugen Volkes ist eine traurige Folge der Einführung der europäischen Kultur. Der Übergang von der Steinzeit zur vollentwickelten Eisenzeit war ein zu plötzlicher, er tötete in diesen an und für sich in mancher Hinsicht zur Trägheit neigenden Menschen den Willen und die Tatkraft gänzlich, die sie vor der Berührung mit dem Weißen aufbringen mußten zur Beschaffung ihrer Bedürfnisse. Mit den ausgezeichneten Eisenwerkzeugen, die der weiße Mann ihnen brachte, legte er den Grund zu ihrem geistigen Verkümmern und damit auch zu ihrem körperlichen Rückgang. Besonders auf den Palau-Inseln machen sich die tragischen Folgen der Einführung unserer Kultur unheilvoll geltend. Die dortigen Eingeborenen sterben rasch aus.

Wo nicht Ausrottung durch europäische Seuchen und Genußmittel Schuld am Niedergang einer Rasse ist, was auf den Palau und den Karolinen nicht der Fall ist, wirken, außer dem Ersticken des eigenen Kulturtriebes durch die Einführung der Eisenzeit, stets einheimische Sitten und Gebräuche mit. Bei den Karolinern und Palauern tragen, neben dem früheren Kopfschnellen, die Zügel- und Sittenlosigkeit in den geschlechtlichen Verhältnissen und der dadurch bedingte Geburten-

ausfall[1]) die Hauptschuld an der Abnahme der im Grunde friedfertigen und gastfreundlichen Völkchen.

Die Verwilderung und Verrohung der Karoliner, besonders aber der Palauer, die man im letzten Jahrhundert beobachtet hat, ist eine Folge des Handels mit den Europäern und der Einführung der Feuerwaffen. Im Verkehr mit gewinnsüchtigen Kleinhändlern[2]) und skrupellosen Seekapitänen, sowie mit den unrechtmäßigen Machthabern der Inseln, den Spaniern, hat sich der ursprünglich heitere und liebenswürdige Charakter der Eingeborenen oft ins Gegenteil verwandelt. Die fremden Eroberer beuteten Land und Leute aus, wo sie konnten. Zwangsweise, mit Härte und Gewalt, wurden die Bewohner zur katholischen Kirche bekehrt. Kein Wunder, daß sie nach und nach mißtrauisch, hinterlistig und heimtückisch geworden sind, daß an Stelle der schönen Gastlichkeit und der großen Gutherzigkeit Grausamkeit getreten ist. Der Schaden, den diese harmlosen Menschen an ihrem Charakter genommen haben, läßt sich auch durch weiseste und nachsichtigste Behandlung noch jahrzehntelang nicht gutmachen. Ein Schandfleck in der Geschichte der Menschheit bleibt die sogenannte Pazifizierung dieser Archipele durch die Spanier. „Eilande des Friedens" hießen sie mit Recht bei den Seefahrern, und als solche wurden sie von den beiden Dichtern geschildert, die sie der europäischen Literatur zuerst gewannen: Keate, der uns die Erlebnisse Kapitän Wilsons und des Prinzen Libu dichterisch verherrlichte, und Chamisso, der über seine und Kotzebues (Neffe des Lustspieldichters) Reise vom Jahr 1815 und die Erzählungen Kadus berichtete. Heutzutage kommen oft andere Nachrichten von diesen „glückseligen Inseln" nach Europa. Da liest der behäbige Bürger eines Tages in seinem Käseblättchen: „Auf Ponape oder irgendwo da unten auf der Landkarte hat ein Aufstand stattgefunden; so und so viele Weiße sind ermordet, heimtückisch aus dem Hinterhalt erschlagen worden." Entsetzt denkt er: „Grauenvolles Pack, hinterlistige Wilde." Er ahnt nicht, daß diese Leute sich nur rächen, allerdings an Unschuldigen rächen, für jahrelange Unterdrückung, für unmenschliche Entsetzlichkeiten, denen ihre Vorfahren, sie selbst, ihre Frauen, ihre Kinder ebenso unschuldigerweise hilflos ausgesetzt gewesen sind, und daß diese Mordtat nur das ganz naturgemäße

[1]) Auf den Palau sind 3/4 der Ehen kinderlos.

[2]) Sogenannten Beachcombers und traders.

überfließen des jahrzehntelang gesammelten, von Geschlecht zu Geschlecht vererbten Hasses gegen die Unterdrücker bedeutet.

Durch menschliche und gerechte Behandlung erreichten die Deutschen schon vieles; die ursprünglichen angenehmen Seiten des Volkscharakters kamen wieder mehr und mehr zum Vorschein. Da die Karoliner und die Palauer eine gut durchdachte soziale Einrichtung besitzen, an der sie streng festhalten, ein richtiges feudales Regierungswesen mit Fürsten, einer Adelsklasse, einem Mittelstand und Unfreien, stößt das Einführen einer neuen Verfassung und Gerichtsbarkeit durch die Deutschen auf Verständnis. Das Bezirksamt von Jap machte daher nur erfreuliche Erfahrungen mit den Eingeborenen. Der Verwaltungssitz für die Westkarolinen befand sich auf dem Jap vorgelagerten Inselchen Belatsch im Tomilhafen. Auch die katholische Mission hatte sich dort angesiedelt.

Die Eingeborenen sind zur Zeit der Spanier fast alle gewaltsam bekehrt worden. Während die Mission auf den Marianen und den Ostkarolinen eine strenge, den Naturkindern sehr schädliche Kleiderverordnung nach europäischer Art als erstes und letztes Gebot der christlichen Religion durchsetzte (wo steht diese Kleiderverordnung geschrieben?), gelang ihr das auf den Westkarolinen nicht. Die Kleidung beschränkt sich auf den Lendenschurz für die Männer, den Grasschurz und Bastrock für die Frauen.

### Karolinische Besucher auf dem Prinzen Sigismund.

Weibliche Vertreter der Karoliner kamen nicht an Bord des Prinzen Sigismund, dafür wimmelte das Deck bald von schlank gewachsenen, lichtbraunen Männern mit weichen Gesichtszügen und einem dichten mattschwarzen Lockenbusch, in dem ein mächtiger Holzkamm steckte. Einige hatten das braune Haar in einen Knoten gebunden, ähnlich dem der Singhalesen, mit denen sie auch, weil meistens bartlos, das weibische Aussehen gemeinsam haben. Im übrigen gleichen sie ihnen nicht. Während die Singhalesen ihren Haarschmuck aufs sorgfältigste pflegen, glatt kämmen und einölen, sieht das buschige Kopfhaar der Karoliner sehr ungepflegt aus und hängt wirr von dem unordentlichen Knoten nieder. Sie halten aber fest an dieser eigenartigen Haartracht, gegen die die Missionare vergeblich eifern.

**Japer an Bord des Dampfers.**
Teilweise mit reicher Tätowierung, die das Bild leider nicht zeigt.

Unsere Besucher waren gut gebaut; sie machten uns den Eindruck gesunder, kräftiger, in der Größe etwas unter dem europäischen Mittelmaß zurückgebliebener Menschen. Große tiefbraune bis schwarze Augen schauten ausdrucksvoll aus den manchmal ganz hübschen Gesichtern. Wir bemerkten sofort, daß wir es nicht mit einem einheitlichen Menschenschlage zu tun hatten, sondern mit einer Mischrasse von malaiio-polynesischem Ursprung mit mongolischem und papuasischem Einschlag. Wie in Friedrich-Wilhelmshafen, sahen wir auch hier jüdische Nasen neben eingedrückten Breitnasen. Aber nicht nur die Gesichtsformen und -züge waren sehr verschieden, auch die Hautfarbe schwankte zwischen dunklem Schwarzbraun und dem schönen Lichtbraun der Polynesier; doch herrschten die hellen Farbtöne vor.

Die spärliche Kleidung wurde durch zierliche und musterreiche Tätowierung ersetzt. Ein Mann trug auf beiden Schenkeln eine schöne Zeichnung, die die Blätter der Schraubenpalme in hübscher Anordnung darstellte. Ein anderer prangte in einer Punktverzierung, die aussah

wie eine getüpfelte Badehose. Wieder andere schienen Liebhaber von Strumpfbändern zu sein; eine doppelte Zickzacklinie zog sich unterhalb des Knies um die Beine. Besonders auffallend erschien mir ein Japer, dessen Körper gänzlich bedeckt war mit kunstvollen Schnörkeln und Rundlinien, die unverkennbar an die Hautzeichnungen der Maori von Neu-Seeland erinnerten. Leider versagte hier die Photographie; von der mannigfaltigen Tätowierung war auf den Platten beim Entwickeln nichts zu entdecken. Ein Junge spazierte frank und frei auf Deck, besah sich alles genau ohne Scheu; er hatte ein wunderfein gewobenes Lendentuch umgeschlungen, dessen Enden, mit Zotteln und Fransen geschmückt, zierlich niederbaumelten. Diese Menschen zeichneten sich überhaupt durch stolzen Gang, schöne Körperhaltung und unbefangenes Benehmen aus.

Zwei hübsche Postbeamte brachten und holten die Postsachen; zum Zeichen ihrer Würde steckten sie im roten Lava-Lava und weißer Jacke. Den einen zierte der Lockenbusch, der andere besaß kohlpechrabenschwarzes glänzendes Haar, das er kurz geschnitten und glatt gestriegelt trug. Das hatte der aufgeweckte Bursche wohl bei den katholischen Missionaren gelernt, die ihm auch ziemlich viel Deutsch beigebracht hatten. Er diente uns als Dolmetscher, holte die einzelnen Opferlämmer zum Photographieren her und stellte sie auf. Höchst drollig sahen die Japer aus, die sich zum Zeichen ihrer fortgeschrittenen Kultur eine gewobene gestreifte Baumwoll-Sportjacke zugelegt hatten, unter der der einheimische Lendenschurz wie ein Schwänzlein niederhing.

Zum Verkaufe brachte diese buntgewürfelte Gesellschaft einige gutgearbeitete Matten mit hübschem, schwarz und weiß gemustertem Rande, eine Art breitrandiger Manilahüte, rote und weiße, schmale Gürtel, die aus ganz feinem gefärbtem Bananenbast gewoben waren. Die karolinischen Frauen waren stets geschickte Weberinnen, die wunderfeine Sächelchen und Lendentücher zu weben verstanden. Leider geht diese bedeutende einheimische Webekunst ganz zurück, seitdem europäische Baumwolltücher die eigenen Erzeugnisse verdrängen.

Sehr gering schien die Schmuckfreude zu sein. Auffallend war die Mode der einseitigen Ohrverstümmelung. In dem ausgedehnten schlingenförmigen Ohrläppchen steckte entweder eine Bastrolle, oder es war mit Ringen behängt; das andere Ohr dagegen blieb gänzlich unversehrt und ungeschmückt. Mit Ausnahme eines Jungen, der einen aus feingearbeiteten Korallenstäbchen bestehenden Halsschmuck trug,

begnügten sich alle mit Schildpattarmbändern. Gerade dieser Mangel an Schmuck war uns ein Beweis der Entartung des Volkes. Seitdem europäischer Tand fast mühelos für die Erträgnisse der Palmen [1]) und für die Beute [1]) des Meeres zu erhalten ist, mögen sich die Karoliner nicht mehr damit abgeben, die eigenen feinen Web- und Baststoffe, die schönen Haarkämme aus Schildpatt, die reichen Schmuckgehänge aus Perlmutter- und Kokosschalenplättchen in schwieriger Arbeit herzustellen. Auf diese Weise hat die Bekanntschaft mit unseren Kulturerzeugnissen, den vollendeten Werkzeugen, dem billigen bunten Kattun und Flitter ein kluges, aber von Natur lässiges und beschauliches Volk an Leib und Seele verdorben.

## Die Palauer.

### Südseeköche und Feinschmecker.

Die frühere große Handfertigkeit der Palauer, deren Inselheimat wir nun entgegenfuhren, wurde uns in einem kunstvoll geschnitzten Deckelkasten vor Augen geführt. Ein in Jap eingestiegener Herr brachte das seltene Stück an Bord, um es nach Deutschland mitzunehmen. Auf einer Reise im Innern der Palau war es ihm gelungen, den wertvollen Kasten aufzutreiben. Die heutigen Bewohner haben die Kunst des Schnitzens gänzlich verlernt; sie verstehen es nicht mehr, diese Kisten und die reichgeschnitzten, oft mit Perlmutter kunstvoll eingelegten Speiseschüsseln anzufertigen.

Der vorerwähnte Herr, ein Kenner der Karolinen und der Palau-Inseln, hielt uns einen kleinen vorbereitenden Vortrag über Palau und die Palauer in ihrer glücklichen Vergangenheit. Er zeigte uns verschiedene ethnographische Gegenstände, die wir sonst auf unserer Reise nicht zu sehen bekommen hätten, denn die zeitgenössischen Palauer sind entartet und verfertigen diese Sachen schon lange nicht mehr. Heutzutage findet man die Erzeugnisse der früheren Regsamkeit dieses Volkes nur noch in den Museen, vorwiegend im Berliner Museum für Völkerkunde. Besonders eigenartig fand ich Speere mit eingesetzten Schwanzstacheln von Rochen, die harte Widerhaken besaßen. Eine solche Wurfwaffe verursachte gefährliche Wunden.

[1]) Kopra, sowie Schildpatt, Perlmutterschalen und Trepang.

Ich habe schon die geschnitzten Speisegefäße erwähnt, die von einer gewissen Kulturstufe zeugen; geschnitzte Eßgeräte finden sich selten bei Naturvölkern. Bei den Palauern war die Kochkunst sehr früh gut ausgebildet. Land und Meer boten ihnen stets reichliche pflanzliche und tierische Nahrungsmittel, die sie abwechslungsreich zuzubereiten verstanden. Sie kannten, wie übrigens auch die Neu-Guinea-leute, im Gegensatz zu den geistig hochstehenden Polynesiern[1]) lange vor Ankunft der Weißen das Kochen in selbstgefertigten Töpfen. Später ersetzten sie diese durch eiserne und irdene Gefäße der Philippiner aus Manila. Die Palauer, als Inselvolk, waren von jeher hauptsächlich auf Fischfleisch angewiesen. Der Fischfang ist aber nicht immer ergiebig, da die Fische nur zeitweise, dafür aber in Schwärmen, zu erscheinen pflegen. Um die kostbare Beute in dem heißen Klima nicht verderben zu lassen, hatten die palauischen Köche schon früh verschiedene Verfahren ausgedacht, die ihnen gestatteten, Fische und Krebse längere Zeit aufzubewahren. Sie konnten es im Einkochen mit unseren Hausfrauen aufnehmen. Ferner verstanden sie es, einen Fleisch- beziehungsweise Fischsaft zu gewinnen, der, ähnlich wie die Liebig- und Maggi-Extrakte, dazu diente, fade Suppen zu verstärken oder auch als Zuspeise genossen wurde. Doch nicht nur die Wassertiere wurden auf mannigfache Art schmackhaft zubereitet, sondern auch Tauben, Hühner, Flederfüchse und seit seiner Einführung das Schwein, sowie auch die Baum- und Erdfrüchte. Sogar süße Fruchtsäfte wie Kokossyrup und Süßspeisen verstanden diese Feinschmecker der Südsee zuzubereiten.

War schon die abwechslungsreiche Nahrungszubereitung ein Zeichen höherer Kultur, wie viel mehr noch die Art und Weise, wie die sorgfältig gekochten Speisen aufgetragen wurden. Den Palauern genügte das einfache Bananenblatt nicht, das den übrigen Südseeinsulanern als Tafelgeschirr diente. Sie benützen beim Essen kunstvoll geschnitzte Schüsseln und meterhohe Getränktröge von eigenartigen und vielfältigen Formen. In mühsamer Arbeit verfertigten sie sich hübsche Teller und Platten aus Schildpatt; ferner geschnitzte Schöpflöffel. In gescheit ausgedachten Holzpressen formten sie Löffel aus Schildpatt, die den unseren sehr ähnlich sehen. Kokosschalen erhielten so genau passende Schildpattdeckel, daß die Palauer Hausfrauen darin Speisereste luftdicht für die nächste Mahlzeit aufheben konnten.

[1]) Die Polynesier kochten vermittelst heißer Steine.

## Frühere Handfertigkeit.

Von der den Göttern geheiligten Schildkröte, deren schmackhaftes Fleisch daher nur in Krankheitsfällen genossen wurde, nahmen die erfindungsreichen palauischen Handwerker vorzugsweise den Arbeitsstoff für viele Nutz- und Ziergegenstände. Sie verstanden es ausgezeichnet, das wertvolle Schildpatt zu verarbeiten und zu biegen, trotz ihrer einfachen Steinzeit-Werkzeuge. Sehr geschätzte, auch in unserem Sinne kostbare Frauenschmucksachen waren die aus mehreren Ringen fest zusammengefügten Röhren-Armbänder, Derrwar, sowie die aus vielen geschliffenen und durchbohrten Scheibchen bestehenden Gürtel, Khau. Beide erforderten oft jahrelange Arbeit und eine ansehnliche Zahl, bis hundert Stück, Rückenplatten großer Tiere. Ganz einzig dastehend und hervorragend für ein Naturvolk war die Technik der Ohrgehänge für Männer und Frauen; denn die mehr oder weniger dicken Schildpattplättchen konnten vermittelst eines Scharniers leicht am Ohr befestigt werden. Auch vorzügliche scharfe Fischhaken verfertigten die Palauer aus diesen wertvollen Schildkrötenschalen. Ich habe irgendwo in einem Museum [1]) ein Halsband gesehen, bei dem in regelmäßigen Abständen zu den übrigen Plättchen derartige alte Angelhaken aufgereiht waren.

Der einzigartigste Schmuck der Palauer aber war ein Armband, der „Klilt", der erste Halswirbel des Dugong, der in diesem Archipel hin und wieder gefangen wurde. Frühere Besucher der Insel, besonders Semper, glaubten, es handle sich hier um ein Würdezeichen, einen eigentlichen Orden, der nicht gekauft werden konnte, sondern nur verliehen oder ererbt wurde. Es stellte sich aber heraus, daß dieses teure Armband wohl gekauft, aber nur von wenigen Fürsten errungen werden konnte, weil es infolge seiner Seltenheit sehr hoch im Preise stand. Dieser enge Atlaswirbel konnte nur mit Mühe und nie, ohne die Haut zu verletzen, über die Hand gestreift werden. Höchst selten nur wurde er wieder abgenommen, wobei es ohne Verlust des einen oder des anderen Fingergliedes kaum abging.

Ein Beweis für den gut entwickelten Handels- und Erwerbssinn der Palauer, der ihren heutigen Nachkommen leider ganz fehlt, war auch der frühzeitige Besitz einer Art Geld. Im Gegensatz zum Karolinischen war es sehr handlich und bestand aus teils geschliffenen

[1]) Wohl im Berliner Museum für Völkerkunde oder in London.

Emailleglasperlen von verschiedenen Formen und Größen. Von diesen Geldsorten, Audouth, gelangten zerbrochene Stücke in den Kleinverkehr. Seltenere, wertvolle Perlen wurden als unveräußerliche Familien- oder Stammesgüter aufbewahrt. Ihre Herkunft ist unbekannt. Eine alte palauische Sündflutsage erzählt, daß das Geld göttlichen Ursprungs ist und dem funkelnden Auge eines Himmelsbewohners entstammt. In alter Zeit hatte ein palauischer Fürst (Rupsack) das strahlende Auge eines Gottes (Kalid), einen Stern des Himmels, heruntergeholt, aus dessen Scherben sich die Palauer ihr Geld formten. Die durch den Diebstahl erzürnten Götter rächten sich mit einer verheerenden Flut, die alle Menschen verschlang bis auf eine einzige Frau. Mit dieser zeugte dann ein Kalid die ersten neuen Menschen.

### Die heutigen Palauer. Angaur.

Dem Wohnsitz der Nachkommen dieser Generationen, den Palau, auch Pellew oder Palaos genannten Inseln, fuhren wir in südwestlicher Fahrt zu. Sie bestehen aus vielen kleinen unbewohnten und sieben größeren bewohnten Inseln: teils Atolle, teils eine von Wallriffen umgebene Hauptgruppe mit einem südlichen, außerhalb des Riffs gelegenen Eilande Angaur. Auf einem dieser weltverlorenen Inselchen wohl läßt Laurids Bruun seinen Kulturflüchtling van Zanten die kurze „glückliche Zeit" mit der sanften Ali verleben.

Wir fuhren der Ostküste der größten Insel Baobeltaob entlang, nahe genug, um hinter dem Schaumgürtel die mit hohen Bonga bestandene Küste zu erkennen. Die Kronen dieser stolzen schlanken Palmen überragen die höchsten Kokos um ein Beträchtliches. Eine eigenartige kugelige Hügelbildung zeichnet das aus jungvulkanischem Gestein aufgebaute Gestade aus, dessen höchste Erhebungen wohl bis zu 600 m ansteigen. Das gutbewässerte Land zeigt sich üppig bewaldet und gilt als sehr fruchtbar und ertragreich. Das Meer ringsum wimmelt von Fischen, Schildkröten, Krebsen, Schaltieren und Trepang.

Mittags wurde die riffloſe, mit steilen Klippen senkrecht aus dem Meer aufsteigende Insel Angaur, Ngaur, gesichtet. Wir liefen die Westküste an. Blendend weiß erhoben sich die kahlen verkreideten Kalkfelsen stellenweise aus dem blauen Südmeer empor, während sich gleich daneben der tropische Urwald über die Uferwände hinabzog. Ein vorgelagertes grünbewaldetes Koralleninselchen ruhte auf den

funkelnden Wellen. Am Ufer schien alles Leben erstorben zu sein. Kaum aber ertönte der schrille Ton unserer Dampfpfeife, als es sich drüben zu regen begann. Bald umschwärmten mehrere Boote und Kanu den Dampfer. Weiße und Farbige drängten sich auf Deck. Wir aber bestiegen mit Aufwendung aller unserer turnerischen Künste eine unserer Schaluppen, um sofort an Land zu fahren. Dort mußten wir neuerdings eine seiltänzerische Vorstellung geben; denn ein scharfer Wind trieb große Wellen vor sich her und erschwerte das Landen sehr.

Nur vermittelst einer eisernen Treppe gelangt man auf die hohe, aus Korallenfelsen bestehende Küste hinauf. Sie ist ringsum tief unterwaschen und überhängend, deshalb sieht Angaur von weitem wie ein aus dem blauen Wasser wachsender grüner Strauß in gelblicher und weißer Papierhülle aus.

Die deutsche Ansiedelung war noch sehr jung. Vor 18 Monaten war der erste Spatenstich getan worden. Nun stand an der Westküste schon ein kleines Sägewerk in Betrieb und ein größeres war im Bau begriffen. An der Ostküste wurden Phosphatlager abgebaut, voraussichtlich für 30 Jahre. Eine kleine Feldbahn verband die beiden Küsten miteinander. Sie wurde uns von einem der Arbeiter aus Neu-Pommern treffend als «steamer belong bush» [1]) bezeichnet. Neben den Einheimischen arbeiteten Bismarck-Archipel- und Salomonleute in den Werken unter Aufsicht von freundlichen Chinesen; diese bedienen auch das Bähnlein.

Da ich darauf brannte, Eingeborene und ihre Wohnstätten zu sehen (Maschinen kann ich in Europa genug bestaunen), die ganze übrige Gesellschaft aber ihre Aufmerksamkeit dem europäischen Unternehmen, besonders den Werken zu schenken schien, schlug ich mich auf einem Kanakenpfade seitwärts in die Büsche. Ich stieß bald einmal auf einen mit Taro bepflanzten Morast und kurz nachher auf ein Dorf. Hier holten mich der Engländer, der Arzt und ein weiterer Fahrgast ein, die nachgerade auch genug Maschinen gesehen hatten.

Die schmucken Hütten, viereckige Pfahlbauten, mit hübsch geflochtenen Wänden und einem dichten, etwas geschweiften Palmblätterdach, waren viel ordentlicher gearbeitet als auf Neu-Guinea. Breite fensterartige Öffnungen in den Wänden gestatten eine gründliche

[1]) Walddampfer.

Lüftung des Innenraumes. Vermittelst geflochtener Matten, ähnlich unseren Außenläden, konnten diese Fenster geschlossen werden; sie wiesen zudem oft noch ein Rotang- oder Bambusgitter auf. Eine kleine, durch ein Blätterdach geschützte Treppe führte ins Innere, das aber nicht so reinlich und geordnet aussah, wie es die sauberen Vorplätze und das schmucke Äußere vermuten ließen. Einige Hunde und Schweine waren bei jeder Heimstätte zu sehen, verkrochen sich aber bei unserem Kommen. Bananen- und Melonenbäume bildeten mit Arekapalmen und wenigen Kokos den Hauptbestandteil der Nutzpflanzen. Eine reizende große, violette Blütenglocken tragende Winde rankte sich im Dorf und im Wald um die Baumstämme.

Die Siedelung war fast menschenleer, die Bewohner weilten wohl bei der Arbeit oder auf dem Prinzen Sigismund, wo wir später eine große Zahl von Eingeborenen antrafen. Eine hübsche junge Mutter, die ihren Kleinen rittlings auf den Hüften trug, kam aus ihrer Hütte heraus und ließ sich gerne photographieren. Sie trug als Gürtel über der Hüfte eine Schnur und unterhalb der Hüfte einen dichten Faserrock aus zerschlissenen Pandanusblättern. Sofort fiel uns der Unterschied im Benehmen der melanesischen und mikro-

Angaur: Hütte mit sorgfältig gearbeiteten Wänden und Dach.

nesischen Frauen auf. Jene sind von musterhafter Zurückhaltung, diese sehr ungescheut im Verkehr mit Fremden, besonders mit Männern. Auf einem einsamen Pfad im Busch begegneten wir neuerdings einer Frau, die sofort mit uns ging und mit uns zu plaudern versuchte. Sehr drollig berührte es uns, daß sich ihr männlicher Begleiter umso scheuer zurückhielt. In den Fidschi und in ganz Papuasien wäre das einfach unerhört und unmöglich. Die Frau wäre sofort in wildesten Sätzen ausgerissen, und hätte sie es nicht getan, so wäre sie von ihrem Ehemann oder ihrem Bruder jämmerlich verprügelt worden.

**Angaur: Frau im Urwald**
mit Grasrock aus Pandanus.

Sittsamkeit und Keuschheit sind dagegen bei dem mikronesischen Mädchen im allgemeinen und den Palauerinnen im besonderen unbekannte Tugenden. Die Frauen pflegen sehr freien Umgang mit den Männern, sie werden geradezu als Dirnen erzogen. Vor seiner Verheiratung lebt das palauische Mädchen als „Armengol“ [1]) mit den Junggesellen im Gemeindehaus oder im Klub des Dorfes. Die Stellung der Frau ist in der Familie sowohl wie im Gemeindeleben eine bedeutende. Rang und Stammeshoheit vererben sich von der Mutter, nicht vom Vater. Die Frau behält ihr Vermögen und das Recht der Verwaltung ihres Besitzes. Die Ehe ist überall leicht zu lösen, auch von seiten der Gattin. Die Kinder gehören der Mutter;

[1]) Dorfdirne.

stirbt diese, so gehen sie zum Bruder der Mutter; der Witwer und Vater geht erb- und kinderlos zu seiner Sippe zurück. Hat er mehrere Gattinnen, so macht ihm der Verlust der einen nicht viel aus. Ist er allein, dann kehrt er wieder ins Klubhaus zurück.

Die Palauer besaßen von jeher Vereinigungen, Kaldebekel, unverheirateter Männer, die in besonderen Häusern wohnten und unter Führung selbstgewählter Häuptlinge lebten. Diese Häuser, Bai genannt, zeichnen sich durch ihre Größe und ihren sorgfältigen Bau aus, manchmal sind sie mit Schnitzwerk reich verziert. Das Bai von Angaur war ein stattliches, auf Pfosten ruhendes Gebäude. Das in der Mitte wenig eingesenkte Dach war hoch, spitz und sehr sauber gearbeitet; es hing tief auf die bemalten Seitenwände nieder; vor diesen zog sich eine schmale Plattform hin. Auch die Vorder- und Rückseite trugen Malereien, die auf gelbem Grunde Nachbildungen von Dampf- und Segelschiffen und von der Feldbahn darstellten. Auf diese machte uns ein Angaurmann immer und immer wieder aufmerksam. Viel eigenartiger aber fanden wir die Ausschmückung der Längswände, die ebenfalls auf gelber Untermalung über einer ziemlich regelmäßigen Randverzierung eine ganze Reihe weißer Hähne zeigte.

Gelb ist die Lieblingsfarbe der Karoliner und Palauer. Sie wurde seit urdenklichen Zeiten aus dem Gelbwurz, curcuma, gewonnen, dessen Anbau mit dem des Tabaks und des Betels allein richtig betrieben wurde. Doch beschränkte sich das Anpflanzen dieser Gewächse auf einige bestimmte Inseln. Das Gelbwurzpulver z. B. bildete stets ein Haupttauschmittel der Japer, die es auf ihren Geldfahrten den Palauern brachten. Japer und Palauer pflegten sich von Kopf bis zu den Füßen mit dieser heißgeliebten gelben Farbe zu beschmieren.

Leider erblickten wir kein derartiges Gelbmännlein, dafür bewunderten wir neuerdings die üppigen Haarknoten der Männer. Sie hatten sich die großen Kämme mit bunten und weißen Vogelfedern besteckt. Die höchste Eleganz bedeutete aber eine Umwicklung mit europäischen roten Wollfäden. Am Ufer begegneten wir später einigen Jünglingen, die kleine Fähnchen auf dem Kopf trugen. Beim Näherhinschauen erkannten wir alte Speisekarten vom Prinzen Sigismund, die sie bei ihrem Nachmittagsbesuch vom Obersteward erhalten hatten. Der Mann besaß überhaupt Herz und Verständnis für die Natur-

kinder. Immer fand er irgend etwas heraus, was ihnen besondere Freude und auch uns Spaß machte.

Unser Weg, erst ein schmaler, aber guter Eingeborenenpfad, dann die Bahnlinie, führte uns durch den dichten Urwald. Prächtige Baumriesen, umrankt und miteinander verbunden durch Lianen und Rotangpalmen, reckten sich dem Lichte entgegen. Alles strebt im Urwald nach oben, zur Sonne. In diesem Kampfe um das lebenspendende Licht erdrücken die kräftigeren Baum-Einzelwesen die schwächeren. Sie selbst wiederum werden oft durch die Schlinggewächse erstickt, die wie Riesenschlangen die Stämme umwinden und verderben. Mächtige Feigenwürger mit ungezählten Luftwurzeln machen sich breit; so ein einziger, gut ausgebildeter Feigenbaum bildet oft mit dem Geschlinge seiner Wurzeln, mit den Lianenseilen, den in den Astgabeln eingenisteten breitblätterigen Schmarotzern und Orchideen einen kleinen Wald für sich. Wir sahen einige Flederhunde wie Säcke an einem hohen Baume hängen. Manchmal schimmerten helle Federn aus dem dichten Laubversteck und verrieten die Scharen von Tauben, die dort hausten. Grellfunkelnde Riesenfalter glitten lautlos durch die Luft oder neigten sich über große, rote und gelbe Blumenkelche. Flinke grünschillernde Eidechsen flohen erschreckt vor uns weg. Von einer mächtigen Riesenechse und einem etwa 30 cm langen Tausendfüßler wiederum empfahl ich mich eiligst.

Nach heißer Wanderung erreichten wir endlich die Ostküste, wohin unser Dampfer unterdessen gefahren war, um eine Ladung Phosphat aufzunehmen. Überall grüßten uns die Eingeborenen aufs freundlichste, sie plapperten zutraulich in uns hinein, bettelten wohl auch ein wenig „Tobac". Wenige nur verstanden einige dürftige Brocken Pidgin, die meisten sprachen einzig ihre mikronesische Mundart. Selbst die Chinesen, die anderswo stets achtlos an den Europäern vorübergehen, grüßten uns höflich. Alles deutete auf ein sehr gutes Einvernehmen zwischen Weiß und Farbig. Die deutschen Ansiedler erklärten uns nachher ernsthaft, das sei in diesem Archipel überall so, wo noch keine kirchliche Mission zugelassen sei; für Angaur wünschten sie nur eine ärztliche Mission.

Auf unserer Wanderung hatten sich uns mehrere eingeborene Männer angeschlossen, die mit aufs Schiff hinüberfahren wollten. Was die Kleidung anbelangt, so schienen sie, wie auch die Japer, glücklicherweise sehr am Alten zu hängen und sich wenig von euro-

päischer Mode beeinflussen zu lassen. Sie waren reich tätowiert und notdürftig mit sehr kleinem Lendenschurz bekleidet; viel Gewicht schienen sie auf eine um die Knöchel gewundene Bastschnur zu legen. Auffällig berührten mich einige, der malaiischen Kopfbedeckung ähnliche spitze Hüte. Sie bestanden aus sauber zusammengenähten Pandanusblättern. Wie man mir sagte, stammten Hüte und Träger von der kleinen Insel Sonserol oder Sonsol, die weitab gen Südwesten liegt, aber noch zu den Palau gehört.

An der Küste trafen wir mehrere ganz hübsche, schwerbeladene Frauen in niedlichen rot und gelbgestreiften Faserröcken. Leider wollte keine uns etwas von diesen „Kleidern" abgeben, es war nicht der geringste ethnographische Gegenstand zu erhandeln. Die Mädchen näherten sich mir zutraulich, betrachteten und berührten mich wie ein Wundertier, betasteten das ehemals weiße, nun vom Phosphat gelbgesprenkelte Leinenkleid, den Korkhut, den Schleier, die Schutzbrille und besonders die weißen Schuhe. Gerne hätte ich sie ihnen dagelassen, denn sie waren rettungslos zerschnitten von dem festen, aber durchlöcherten Korallengestein, das hier die Küste bildet. Auf dem harten verkalkten Felsen lagen stellenweise Korallentrümmer mehr oder weniger lose herum, dazwischen rieselte Korallensand durch die Höhlungen. Das Gehen fiel schwer auf dem unebenen Boden. Die scharfen Kanten, die kaum über die Oberfläche hervorstehenden Spitzen und Ränder der Steckmuscheln wurden unserer Fußbekleidung verhängnisvoll; sie zerfetzten die Ledersohlen rasch, indessen die Eingeborenen mit nackten Füßen darüber hingingen wie über einen weichen Teppich. Sehr schön war von hier aus der Blick auf die heranrauschende tiefblaue Südsee, die sich in fernster Weite mit dem Himmel zu vereinigen schien. Die gelblichen, grünbestandenen Uferklippen hoben sich wunderschön aus dem Blau der Fluten. Im Vordergrund lag der schmucke, von Leichtern umgebene Dampfer, dem wir nun wieder zustrebten.

Dort bot sich uns in der Dämmerung ein buntes, fast unheimliches Bild. Auf dem Wasser schaukelten sich Boote mit abenteuerlich aussehenden, ganz gelb bestaubten Kerlen, die Phosphat ausluden und es sehr gemütlich nahmen mit der Arbeit. Wie Affen kauerten auf Deck nackte braune Männer, denen der krause Haarschopf ein wildes Aussehen gab, wenn man die weibischen Züge nicht mehr unterscheiden konnte.

Dampfer und Insassen erschienen den dunklen Besuchern sehenswert; sie unternahmen richtige Besichtigungsreisen durch das ganze schwimmende Hotel. Ruhig durfte man sie überall hingehen lassen, nichts, auch nicht der winzigste der vielen verlockenden Gegenstände verschwand. Das Schlimmste an diesen drolligen Menschen waren die dicke Schmutzkruste, die den Körper bedeckte und das Ungeziefer,

**Angaur: Unterwaschene Küste,**
bestehend aus verkalkten Korallengebilden.

das man im Haar ahnte. Ein Besucher stolzierte in einer zerlumpten Jacke das Deck auf und ab, mich jedesmal militärisch und würdevoll grüßend, wenn er an mir vorbeiging, zur diebischen Freude meiner Schiffsgenossen. Es gibt wohl kaum ein komischeres Bild als so ein sonst gänzlich unbekleideter „Wilder" in einer alten europäischen Jacke, unter der die nackten Beine hervorgucken und das Lendenschurzschwänzlein niederbaumelt.

Unbekümmert um die Umwelt setzten sich zwei Freunde nieder, um sich abwechslungsweise gegenseitig zu lausen. Die reiche Jagdbeute

verschwand sogleich im Mund als saftiger Abendimbiß. Angeekelt wandte ich mich ab und einer merkwürdigen Zigarettenzubereitung zu. Ein Junge hielt ein Tabakblatt so lange über einem glimmenden Büschel von Kokosfasern, bis es weich war; daraufhin wickelte er ein Stück Bananenblatt als Deckblatt um den Tabak, zündete sich den Stengel an, paffte mit Behagen und stieß dichte Rauchwolken aus.

Den Abend verbrachten wir in der angenehmen Gesellschaft der wenigen weißen Inselbewohner, unter denen sich auch die einzige deutsche Frau, die Schwester des Direktors der Unternehmungen, befand. Ihr Leben auf diesem weltverlorenen, oft von einer stürmischen See umtosten Eiland ist nicht beneidenswert. Wochenlang erreicht keine Nachricht, kein Brief, keine Zeitung die Bewohner, denn die Schiffe laufen Angaur nicht regelmäßig an. Es war z. B. das erste Mal, daß der Prinz Sigismund sich hier aufgehalten hatte. Ein ziemlich regelmäßiger Verkehr sollte nun allerdings, trotz der schwierigen Landungsverhältnisse, aufgenommen werden.

Beim Scheiden des Tagesgestirns nahmen die Wellen wunderbare Farben und die Wolken phantastische Gestalten an; sie boten uns ein so unwirkliches farbenschwelgerisches Schauspiel dar, daß wir uns an den Kopf griffen, um uns zu überzeugen, daß wir das erlebten, daß wir kein Trugbild vor uns hatten. Glühendes Gold breitete sich nach und nach über den fast giftgrünen Himmel, an dem rote und tiefviolette, grell voneinander abstechende Wolken hinzogen. Zuerst erschien die See wie mit Blut übergossen, darnach glitzerten kleine goldene Lichter über sie hin, und schließlich verwandelte sich das Blutrot in flüssiges Kupfer. Die leichte Kräuselung der beruhigten Fluten bildete ein Muster wie rotgoldig und kupferig geflammte Seide. Langsam treibend zogen dunkle Wasservögel durch die weitausgedehnte kupfergepanzerte Fläche. Am Himmel schwammen eigentümlich geformte Wolken. Ein rosiges Wölkchen ballte sich zu einem Umrißbilde eines der kleinen Engel auf Rafaels sixtinischer Madonna (Dresden), während sich am äußersten Rande unseres Sehfeldes ferne Berge und schwimmende Eisberge zu erheben schienen. Darüber spannte sich ein wie mit dem Spachtel grell und breit bestrichener Himmel in grün und gold. Schließlich verblichen die Feuerfarben, alles schien in sattes Veilchenblau getaucht, das sich langsam in dunklem Grau auflöste, bevor die schwarze Nacht völlig hereinbrach. Sie

beſcherte uns noch ein praſſelndes Feuerwerk. Das ganze Himmelsgewölbe verwandelte ſich ſekundenlang in ein Flammenmeer, das ſich in den leiſe raunenden Wogen ſpiegelte. Das war das tropiſche Wetterleuchten.

Als auch das erloſchen war, glühten in den Bäumen des nahen Landes Myriaden von huſchenden Lichtpunkten auf. Die Heerſcharen der Feuerfliegen und Leuchtkäfer durchzuckten die Dunkelheit. Vom Himmel ſtrahlten die blitzenden Sterne, allen voran das ſüdliche Kreuz mit ſeinem untrüglichen Kennzeichen, der hellen Lichtwolke, zur Seite.

# Fahrt durch den philippinischen Archipel.

In der dritten Nacht, die der Abfahrt von Angaur folgte, erreichten wir die Philippinen. Beim Morgengrauen schlängelte sich der Prinz Sigismund durch die vielverschlungene Straße von San Bernardino, die sich zwischen der Südspitze der großen Hauptinsel Luzon und den vielen kleinen Eilanden, wie Samar, Masbate, Ticao und Burias, durchwindet.

Als Abschluß meiner genußreichen Reise durch die wundervolle Südsee, wo das Saphirmeer über märchenhafte Korallengärten, aber auch über gefährliche steinharte Korallenriffe rollt, wo „der Seemann am Tage mit Vorsicht und nachts mit Gottvertrauen fährt", bot sich mir nun die schöne Fahrt mitten durch den philippinischen Archipel. Sie war von so großem Reize, daß sie mich völlig von der seit zwei Tagen herrschenden, fast unerträglich drückenden Hitze ablenkte. Manchmal fuhr der Dampfer in großer Nähe der reich mit üppigen Waldungen bestandenen Gestade, manchmal schoben sie sich weit, weit in blaue Fernen und hoben sich aus dem leichten bläulichen Dunst wie himmelanstrebende Berge. Zu stattlicher Höhe reckten sich zwei Vulkane, der Bulusun und der Mayon auf Luzon, das, wie die ganze aus mehr als 3000 Inseln bestehende Gruppe, feuerdurchwühlt ist. Unheimliche Tätigkeit herrscht im Erdinnern; häufige Glutausbrüche und Erdbeben zeugen davon. Zu diesen verheerenden Ereignissen gesellen sich verhängnisvolle Taifune. Dichtbewaldete ragende Gebirgsketten, oft fast unermeßlich hoch erscheinend, folgten den Vulkanen. Ihre Flanken sind mit üppigen Wäldern bedeckt, in denen die wilden Kopfjäger hausen. Das Kopfschnellen steht in Luzon noch in voller Blüte. So viel die Amerikaner in den Küstengebieten auch erreicht haben, seitdem sie die ausgedehnte Inselwelt den Spaniern wegnahmen, im Innern herrschen überall noch Urzustände. Viele Völkerschaften sind uns kaum bekannt. Der Forschung für Völkerkunde warten hier ein weites Feld und viele Rätsel. Vom

Dampfer aus ließen sie sich auch nicht lösen, daher gaben wir uns ganz dem reinen Genuß der abwechslungsreichen und fesselnden Fahrt hin.

Wie auf einer Lichtbildleinwand glitten grüne reichbeforstete Inseln und Inselchen an uns vorbei; steilwandig und kahl erhoben sich gelbe glatte Felswände aus dem ruhigen, kaum atmenden Meere. Leicht gemustert, bald blau, bald grün lag das Wasser in der Fahrstraße da; den schroffen Steinwällen entlang aber zog es einen dunkelgrünen abschließenden Streifen. Zeitweise herrschte völlige Regungslosigkeit um uns; nichts rührte sich, weder an den Ufern, noch auf den flimmernden Fluten. Nur ab und zu stoben zu beiden Seiten des Dampfers zahllose fliegende Fische auf; mit ihren schimmernden Schwingen zeichneten sie im raschen Gleitfluge feine Linien auf die glatte Smaragdfläche. Hin und wieder scheuchte das Schiff ganze Scharen schöner Vögel auf, die wild die Masten umkreisten. Wir begegneten einigen spanischen Dampfern,[1]) was für uns ein großes Erlebnis bedeutete; denn seitdem Brisbane hinter uns lag, waren wir auf offener See keinem einzigen Schiff begegnet. Der Stille Ozean verdient in jenen Strichen zwischen Neu-Guinea und den Philippinen seinen Namen; merkwürdig still kam er mir vor. So belebt See und Luft in Landnähe auch sein mochten, weit draußen auf der endlosen, nur von der Dünung geschwellten Wasserfläche schien oft alles Leben erloschen zu sein. Keine Dampfer, keine Segler, keine Vögel, keine Fische waren zu sehen, nur ab und zu glitt ein verlorener fliegender Fisch über die schillernde Weite. Medusen und Quallen, die im indischen Ozean stets in Schwärmen angetroffen werden, fehlten gänzlich. Nur ganz vereinzelt erglänzten nachts, sternengleich, einige Leuchttiere im dunklen Wasser. Eine Ausnahme bildete das erwähnte ausgedehnte Meerleuchten nach der Abfahrt von Neu-Guinea, aber das war noch in der Astrolabe-Bai, nicht auf dem offenen Pazifik, der in seiner großartigen Ruhe ergreifend, fast bedrückend wirkt. Um so freudiger begrüßten wir die ersten Zeichen regeren Lebens und Verkehrs in den gewundenen Wasserstraßen der Philippinen. Je mehr wir uns der Bai von Manila näherten, um so lebhafter

[1]) Die Küstendampfer, die den Dienst zwischen den einzelnen Inseln des philippinischen Archipels besorgen, gehören spanischen Schiffsgesellschaften. Sie sind noch genau so schlecht und schmutzig, wie zur Zeit der spanischen Herrschaft.

wurde es um uns. Strichweise wimmelte die spiegelglatte See von einheimischen Fischerbooten. Die Insassen waren deutlich erkennbar; ihre Hauptbekleidung bestand aus einem riesigen zugespitzten Hute. Neu war mir die Form der Auslegerkanu, die auf beiden Längsseiten einen Schwimmer besaßen.

Noch einmal schaute ich ein märchenhaftes unglaubliches Farbenspiel der Wellen. Geschmolzene Smaragde verwandelten sich in flüssige Topase; nach und nach vermischte sich deren klares Gelb mit dem grünlichen Blau von Türkisen; schillernde gelblichblaue Seide schien vor unserem Dampfer zu liegen. Wie gebannt schauten wir alle auf diese Wundererscheinung. Fast plötzlich schwanden die hellen Töne und dunkle Glut breitete sich über Himmel und See. In einem Feuermeer starb die Sonne. Noch lange loderten rings um uns zuckende Wetterblitze empor. In ihrem Scheine tauchte immer wieder auf Sekunden das schicksalreiche Land der Filipino gespenstisch vor uns auf. Unser Ziel, seine seltsame, durch eigenartige Geschicke gegangene Hauptstadt Manila erreichten wir am frühen Morgen.

# Inhaltsverzeichnis.


Seite

Vorbemerkung . . . . . 5

**Fahrt nach Neu-Pommern** . . . . . 11

Ankunft im Simpsonhafen . . . . . 16
Erste Eindrücke . . . . . 16
Rabaul . . . . . 22
Aussehen der Eingeborenen . . . . . 22
Mißverständnisse zwischen Weiß und Farbig; ihre Ursachen . . . 27
Ziernarben. Schädelöffnungen . . . . . 29
Etwas über den vielverschrienen Papua . . . . . 31
Die Papua-Frau . . . . . 34
Schädliche Folgen der europäischen Kleidung . . . . . 34
Mischlinge . . . . . 36
Lebensbedürfnisse der Naturmenschen . . . . . 36
Strandleben . . . . . 38
Eine Ehefrau aus Neu-Mecklenburg . . . . . 39
Ethnographisches . . . . . 41
Kolonialgeschichtliches . . . . . 50
Schwierigkeiten bei der Erforschung des Landes . . . . . 53
Sprachenzersplitterung . . . . . 55
Bahnbrechende Missionstätigkeit . . . . . 55
Entartung der Rasse, eine Folge unserer Kultur . . . . . 60
Ursachen der Bevölkerungsabnahme. Schutzmaßregeln . . . . . 62
Versuchspflanzungen, der botanische Garten, Alang-Alangwiesen . . 66
Matupi . . . . . 74
Sing-Sing, Tropennacht . . . . . 74

**Fahrt von Neu-Pommern nach Kaiser-Wilhelmsland** . . . 83

Die Französischen Inseln . . . . . 84
Strafzüge. Die Schutztruppe . . . . . 86
Kaiser Wilhelmsland . . . . . 89
Morgen in der Astrolabe-Bucht . . . . . 89
Ragetta . . . . . 91

Seite

Spuren von Handelssinn und Sprachenbegabung . . . . . 101
Mangel an Unternehmungsgeist bei den Einheimischen . . . . 103
Friedrich-Wilhelmshafen . . . . . 104
Papuasische Sitten. Mutterrecht. Frauenlos . . . . . 105
Papuasische Haartrachten . . . . . 108
Papuasische Hoffart . . . . . 112
Abendzauber . . . . . 113
Malaria . . . . . 113
Wunder der Tierwelt . . . . . 115
Hermiten-Inseln . . . . . 117
Korallenwunder . . . . . 120
Westkarolinen . . . . . 122
Jap und die Japer . . . . . 122
Entartete Völker . . . . . 124
Karolinische Besucher auf dem Prinzen Sigismund . . . . . 126
Die Palauer . . . . . 129
Südseeköche und Feinschmecker . . . . . 129
Frühere Handfertigkeit . . . . . 131
Die heutigen Palauer. Angaur . . . . . 132

**Fahrt durch den philippinischen Archipel** . . . . . 142

# Reiseroute von Sydney nach Hongkong

GR. ARTIST. ANSTALT KUMMERLY & FREY BERN

Beilage zu Schafroth, Südseewelten (Verlag von A. Francke, Bern)

# Verlag von A. Francke in Bern

## Dr. Walter Volz

weiland Privatdozent der Zoologie an der Universität Bern:

## Reiseerinnerungen

aus

# Ostasien, Polynesien und Westafrika

Mit einer biographischen Einleitung von Dr. Fritz Lotmar, einem Porträt und 8 Abbildungen. Preis Fr. 4. — (M. 3. 20).

*** Die vorteilhaft geprägte geistige Persönlichkeit des Verfassers, sein anschaulicher, klarer Stil, der Stempel der Schlichtheit und Wahrheit, der allem von ihm Geschauten und Geschilderten aufgedrückt ist, Beweglichkeit und Vielseitigkeit in der Darstellung, tritt uns überall in vornehmer, wohltuender Art entgegen. Der Freie Rätier.

# Reise
# durch das Hinterland von Liberia
## 1906—1907

Nach seinen Tagebüchern bearbeitet von Dr. Rud. Zeller. Mit einem Porträt, einer Itinerarkarte und Textillustrationen. Preis Fr. 4. 50 (M. 3. 60).

*** Die Lektüre dieser Tagebücher und das Studium der sorgfältigen Itineraraufnahmen in dem dichten Urwald der Sierra Leone und Liberias läßt uns um so mehr bedauern, daß ein wahrhaft tragisches Geschick dem Forschungsreisenden so nahe dem Ziele durch die Tücke der Liberianer und durch den Zufall des Krieges den Untergang gebracht hat.

Wir erhalten durch die glücklicherweise geretteten Tagebuch-Aufzeichnungen eine Fülle von Beobachtungen über ein noch ganz unbekanntes Stück Afrika.

Geograph. Zeitschrift, Leipzig.

## Adolf Moesle.

# Unternubien.
## Reise-Erinnerungen und -Eindrücke.

Mit 29 Textillustrationen und 3 Kunstbeilagen nach photographischen Aufnahmen des Verfassers. Buchschmuck von G. Schuh. Preis gebunden Fr. 7. — (M. 5. 60).

*** Der Verfasser weiß die Erlebnisse dieser eigenartigen Fahrt mit so viel Plastik und Farbe auszustatten, das Geschaute so bildhaft zu schildern und das Merkwürdige und Großartige des Landes und seiner alten Kultur, die Sonderheiten des nubischen Bauers so wirksam herauszuheben, daß die Lektüre seines Reisebuches ein Vergnügen ganz besonderer Art ist. Luzerner Tagblatt.

# Verlag von A. Francke in Bern

**Grethe Auer, Marokkanische Erzählungen.** Mit Illustrationen. Brosch. Fr. 4. — (M. 3. 50); geb. Fr. 5. 50 (M. 4. 50).

— **Marokkanische Sittenbilder.** Brosch. Fr. 4. — (M. 3. 50); geb. Fr. 5. 50 (M. 4. 50).

**Fünf Wochen im Osten der Vereinigten Staaten und Kanadas.** Reiseerinnerungen von einem, der seinen Bruder besuchte. Mit 41 Ansichten nach Aufnahmen des Verfassers. Geb. Fr. 4. — (M. 3. 20).

**Prof. Dr. Emil August Göldi, Die Tierwelt der Schweiz in der Gegenwart und in der Vergangenheit.** Band I: Wirbeltiere. Mit 2 Karten und 5 farbigen Tafeln. Brosch. Fr. 16. — (M. 12. 80); geb. Fr. 18. — (M. 14. 40).

**Albrecht von Haller, Die Alpen.** Mit einer Beilage und 8 zeitgenössischen Kupfern. Dem Andenken Hallers gewidmet von Karl Geiser. Geb. Fr. 10. — (M. 8. —).

**Thit Jensen, Mystische Novellen aus Island.** Nach mündlichen Überlieferungen erzählt. Einzig autorisierte Übersetzung von Elsbeth Fasoli-Rohr. Mit einem Bildnis. Broschiert Fr. 3. 75 (M. 3. —); geb. Fr. 5. — (M. 4. —).

**Knud Rasmussen, Neue Menschen.** Ein Jahr bei den Nachbarn des Nordpols. Einzig autorisierte Übersetzung von Elsbeth Rohr. Mit 5 Zeichnungen von Graf Harald Moltke und einem Porträt. Brosch. Fr. 4. 50 (M. 3. 60); geb. Fr. 5. 50 (M. 4. 50).

**Prof. Dr. Ernst Röthlisberger, El Dorado.** Reise und Kulturbilder aus dem südamerikanischen Columbien. Mit vielen Illustrationen. Brosch. Fr. 8. — (M. 7. —); geb. Fr. 10. — (M. 9. —).

— **Südamerikanische Streitfragen** zu Ende des XIX. und Beginn des XX. Jahrhunderts. Brosch. Fr. 1 (M. —. 80).

**Leo Steck, Eine Studentenwalz durch Südfrankreich und Spanien.** Mit Federzeichnungen vom Verfasser. Brosch. Fr. 2. 80; geb. Fr. 3. 50.

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY
Los Angeles
This book is DUE on the last date stamped below.

Form L9—Series 4939

DU 22. S289S